

Zeitschrift: Archäologie Bern : Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern = Archéologie bernoise : annuaire du Service archéologique du canton de Berne

Band: - (2010)

Artikel: Ein Ofenkachelfund aus Burgdorf, Kirchbühl 20-22 : spätmittelalterliche Zeugnisse einer aufstrebenden Stadt

Autor: Lesny, Katja

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-726710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Ofenkachelfund aus Burgdorf, Kirchbühl 20–22

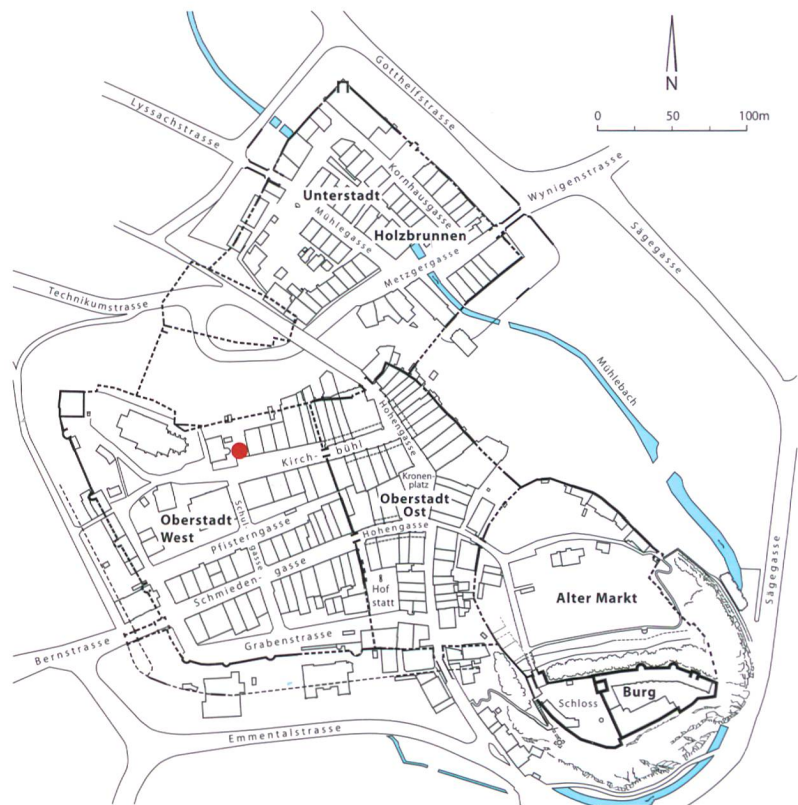
Spätmittelalterliche Zeugnisse einer aufstrebenden Stadt

Katja Lesny

1. Einleitung

Der Archäologische Dienst bewahrt seit 1973 einen kleineren, mehrheitlich aus Ofenkachelfragmenten bestehenden Fundkomplex aus Burgdorf auf,¹ der beim Ersetzen eines Brunnens und den damit einhergehenden Erdarbeiten am Kirchbühl zum Vorschein gekommen war. Die ofenkeramischen Teile des bislang unbearbeiteten Materials konnten kürzlich im Rahmen einer universitären Übung untersucht werden.

Wie einer Skizze zur Fundsituation zu entnehmen ist, stammen die geborgenen Objekte aus einer angeschnittenen Brandschuttschicht. Als nachteilig im Hinblick auf die Auswertung wirkt sich aus, dass diese Fundschicht nicht vollständig ausgehoben werden konnte. Zu bedauern ist des Weiteren das Fehlen von Ofenlehm, schafft die bei Schadensfeuern häufig festzustellende Verziegelung doch in der Regel ideale Voraussetzungen für dessen Erhaltung. Die Bearbeitung kann aufgrund dieser Ausgangslage keine differenzierte Ofenrekonstruktion zum Ziel haben. Dennoch soll versucht werden, möglichst viele Informationen aus dem Fundensemble herauszulesen. Nach einer Einbettung der Ofenkeramik und der dazugehörigen Befunde in die Entwicklung der Stadt Burgdorf, folgen eine quantitative und warenartbezogene Materialanalyse sowie herstellungstechnische Beobachtungen. Den Schwerpunkt der Fundauswertung bilden die Beschreibung und Interpretation der Kachelmotive. Abschliessend wird das mögliche Aussehen des Kachelofens unter Einbeziehung aller Fragmente skizziert.



2. Fundort

2.1 Der Kirchbühl im Spätmittelalter

Der Kirchbühl ist eine der beiden Hauptgasen der um 1200 angelegten zähringischen Gründungsstadt Burgdorf (Oberstadt West) (Abb. 1). Dieser westliche und, abgesehen von der spitzwinkligen Ausbuchtung mit Kirche und Adelshof, in nahezu rechteckigem Umriss auf einen Molassefels gebaute Stadtteil, wurde – vom Burgareal deutlich abgesetzt – mitten auf einer Durchgangsstrasse errichtet,

Abb. 1: Burgdorf. Heutige Bebauung und Erschliessung des Stadtkerns. Lage der Fundstelle roter Punkt. M. 1:5000.

¹ Weitere, an dieser Stelle nicht berücksichtigte Objekte: ein Backstein, drei Ziegelfragmente, ein Paternosterring.

Abb. 2: Burgdorf. Die Ausdehnung der historisch bekannten Stadtbrände in der Oberstadt nach Jürg Schweizer. Rot eingezeichnet die beiden 1973 entdeckten Mauerzüge eines Kellerraumes, aus dessen Brandschuttverfüllung die Ofenkachelfragmente geborgen wurden. M. 1:2500.



so dass der ganze Verkehr die Stadt mittels Schmiedengasse passieren musste. Während sich die Stadtmauer an dieser Hauptachse mit zwei Toren – dem Schmiedentor im Westen und dem Schaltor im Osten – öffnete, besass der nördlich parallel dazu verlaufende Kirchbühl nur ein östliches Durchlasstor. Im Westen bog der Kirchbühl stattdessen in das Totengässchen, die heutige Neuengasse, Richtung Schmiedentor.²

Der mittelalterliche Bestand des Stadtkerns ist heute weitgehend vernichtet und die heutigen Parzellierungen, Fassadenfluchten und Strassenzüge weichen von den ursprünglichen ab. Grund dafür ist die Zerstörung durch drei verheerende Stadtbrände 1594, 1706 und 1865 (Abb. 2). Die Liegenschaften auf der Südseite des Kirchbühls wurden sowohl 1594 als auch 1865 von der Brandkatastrophe erfasst, diejenigen der nördlichen Gassenseite spätestens 1865. Das heutige Erscheinungsbild, das auf

Lauben, Läden und Werkstätten weitgehend verzichtet und im nordwestlichen Teil Baulücken aufweist, entspricht im Grossen und Ganzen demjenigen nach dem Wiederaufbau ab 1594. Nach dem Brand von 1865 wurde zudem das Beginengässchen aufgehoben und seither die Schulgasse als Querverbindung beider Hauptgassen genutzt.³

Archäologische Untersuchungen haben 1991 ergeben, dass der Kirchbühl ursprünglich viel schmaler war, als er sich heute präsentiert. Ergrabene Reste von mutmasslichen Markt- und Gewerbebauten, die teilweise weit in die Gasse vorrückten, erlauben die Annahme, dass er als Marktgasse diente.⁴ Der zur Stadtkirche führende Kirchbühl war also keine stille Hintergasse und keine Sackgasse, wie Jürg Schweizer in Unkenntnis des Kirchbühltores noch interpretierend angenommen hatte.⁵ Gemäss Befunden ist von einer lockeren Bebauung auf grosszügig bemessenen Parzellen auszugehen.

2 Baeriswyl 2003, 53–54. Eine von der Burg losgelöste Anlage der Stadt wurde vermutlich gewählt, um den repräsentativen Zugang zur Burg von Westen her nicht aufzugeben und eine von der Stadt unabhängige Erschliessung zu gewährleisten.

3 Baeriswyl 2003, 54–56; 56 Anm. 368.

4 Baeriswyl 2003, 56. Glatz/Gutscher 1999, 243; 245. Die Gasse war über 6 m schmaler als heute.

5 KDM BE Land 1 1985, 264.

Auf der Südseite des Kirchbühls konnten gründungszeitliche Mauerzüge von einzeln stehenden Häusern gefasst werden, deren Keller von der Gasse her über Treppen erschlossen waren. Vermutlich waren die Grundstücke jeweils mit einer Umfriedung sowie Nebengebäuden in Holzbauweise und einem offenen Hof ausgestattet, so dass Gärten bewirtschaftet und Gewerbe und Handwerk betrieben werden konnte.⁶ Im Gegensatz zur Burgdorfer Unterstadt scheinen sich hier jedoch eher vermögende Kaufleute und Handwerker sowie zähringische Ministerialen niedergelassen zu haben. Dafür sprechen sowohl die Parzellengrösse, die Steinbauweise mit den gassenseitig zugänglichen und daher für den Handel vorteilhaften Kellern wie vielleicht auch die geschätzte, leicht erhöhte Lage nahe bei der Stadtkirche.⁷

Noch im Laufe des 13. Jahrhunderts erfolgten unter kyburgischer Herrschaft zwei Stadterweiterungen nach Osten und Nordosten, welche einerseits die Gründungsstadt mit dem Burgareal verbanden (Oberstadt Ost) und andererseits die vorstädtische, anfangs zur Burg gehörende Gewerbesiedlung Holzbrunnen miteinbezogen (Unterstadt).⁸ Am diese durchfliessenden Mühlebach, einem Nebenarm der Emme, konzentrierten sich vor allem wasserabhängige Betriebe wie Färbereien, Gerbereien, die beiden herrschaftlichen Mühlen und eine Badestube.⁹

Zwischen Solothurn und Bern war Burgdorf der einzige städtische Marktort.¹⁰ Es erstaunt daher nicht, dass die meisten Bürger Handwerker waren. Gewerbe und Handel florierten im 14. Jahrhundert umso mehr, als die Kyburger und ihre Ministerialen bis 1384 in Burgdorf residierten, von hier aus amtierten und für Aufträge sorgten. In politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht profitierte die Stadt Burgdorf zudem von der finanziellen Not der Kyburger, namentlich von Graf Eberhard II., und erkaufte sich von diesen Schritt für Schritt Rechte und Besitz wie zum Beispiel den Transitoll. Das Aufstreben der Stadt äusserte sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unter anderem in einer Bauwelle, die am Kirchbühl vor allem an der Erweiterung der gründungszeitlichen Häuser durch Anbauten und der Einwöl-

bung von Kellern nachzuvollziehen ist, während in der Unterstadt ein Übergang von der Holz- zur Steinbauweise erfolgte.¹¹

Als Burgdorf 1384 von den verarmten Kyburgern an Bern verkauft wurde und die Grafen samt Dienstleuten die Burg verliessen, verloren auch zahlreiche Handwerker, Kaufleute, Geldwechsler und Gastwirte ihr Einkommen und zogen weg. Während die Stadt im 15. Jahrhundert noch rund 900 Einwohner zählte, waren es Mitte 14. Jahrhundert möglicherweise bis zu 2000. Auf einen drastischen Bevölkerungsrückgang deutet auch die Beobachtung, dass der Wiederaufbau in der Oberstadt West nach der Brandkatastrophe von 1594 nur lückenhaft stattfand und grosse Freiräume bestehen blieben (vgl. Abb. 1).¹²

Obwohl sich die archäologischen Untersuchungen bisher auf die südseitigen Liegenschaften des Kirchbühls beschränkten, darf davon ausgegangen werden, dass auch auf der gegenüber liegenden Seite eine ähnlich lockere Häuserreihe stand, die von besonders reichen Kaufleuten oder Handwerkern bewohnt war. Dass hier Fragmente glasierter Ofenkacheln gefunden wurden, unterstreicht den repräsentativen Charakter des in diesem Stadtteil gepflegten Lebensstandards.

2.2 Befunde

Vor den Parzellen Kirchbühl 20 und 22 steht heute der Pestalozzibrunnen (Abb. 3). Beim Ersetzen seines Vorgängers wurde 1973 auch die Stützmauer dahinter erneuert. Dabei traten unter der Humusschicht im Garten ältere Baustrukturen und verschiedene damit im Zusammenhang stehende Auffüllschichten zutage (Abb. 4).¹³ Es konnten zwei parallel von Norden nach Süden verlaufende Mauern aus Sandsteinen gefasst werden, die östliche mit einer innenseitig vorgemauerten Bank. Dazwischen befand sich über dem gewachsenen Boden eine 90 bis 100 cm hohe Brandschuttverfüllung, aus der die hier vorgestellten Ofenkachelfragmente stammen. Diese war mit einer ebenso mächtigen Schicht aus Lehm «versiegelt», auf der wiederum an die Mauern anstossender Brand- und Bauschutt lag. Die Mauern, die zu einem 4,75 m breiten Keller

6 Solche gehöftartigen Liegenschaften sind für die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Unterstadt belegt. Baeriswyl 2003, 56; 57 Anm. 376; 72; 77.

7 Vgl. Baeriswyl 2003, 57. Maync 1982, 16. In der Stadt Bern befanden sich die Säshäuser der Patrizier ebenfalls an der Kirchgasse (heute Münster-gasse und Junknergasse) nahe beim Münster, mit aareseitigen Gärten und Rebpfanzungen.

8 Vgl. Baeriswyl 2003, 60–78. Eine dritte und letzte mittelalterliche Erweiterung erfolgte 1322, Baeriswyl 2003, 81–82.

9 Baeriswyl 2003, 77.

10 Dubler 2009.

11 Baeriswyl 2003, 79–80.

12 Baeriswyl 2003, 56 Anm. 368; 86.

13 KDM BE Land 1 1985, 265–266 Anm. 109–110.



Abb. 3: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Blick nach Nordwesten auf die Baulücke mit den Bodenfundamenten und die 1973 erneuerte Stützmauer mit dem Pestalozzibrunnen davor.

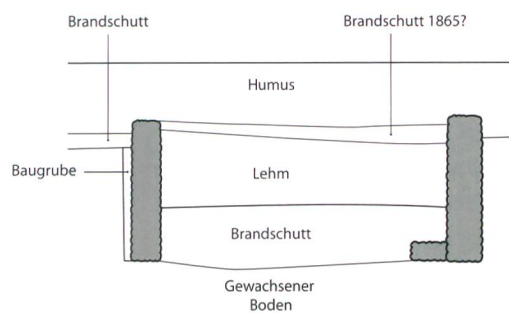


Abb. 4: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Schematische Umzeichnung des angetroffenen Schichtprofils im Boden mit den von Norden nach Süden verlaufenden Kellermauern. Ansicht von Süden. M. ca. 1:125.

eines Hauses gehört haben dürften, waren auf der Innenseite durch das Feuer stark in Mitleidenschaft gezogen. Da sie im gewachsenen Boden steckten und keine Spuren von Vorgängerbauten festgestellt werden konnten, dürfte es sich um die Überreste eines gründungszeitlichen Stadthauses handeln. Offenbar wurde der Keller nach einem ersten Brand mit Brandschutt eingefüllt und mit Lehm versiegelt. Bevor die Mauern jedoch auf die heutige Höhe abgetragen wurden, erfolgte bis zum zweiten Brand eine weitere Nutzungsphase. Dabei könnte auch der westlich davon und ausserhalb des ergrabenen Kellers liegende Bereich in den Wiederaufbau einbezogen worden sein, denn die jüngere Brandschicht setzt sich auf dieser Seite fort,¹⁴ während im Osten der Humus direkt auf dem gewachsenen Boden liegt. Wenn die ältere Brandschicht, aus der die Ofen-

kachelfragmente geborgen wurden, vom ersten Stadtbrand im Jahr 1594 stammen würde, wären darin eigentlich auch Funde aus dem 15. und 16. Jahrhundert zu erwarten. Solche fehlen jedoch, weshalb es wahrscheinlicher erscheint, dass das Haus bereits im 14. Jahrhundert (einzeln) ausbrannte.¹⁵

Auch die zweite jüngere Schicht mit Brand- und Bauschutt kann nicht sicher dem Stadtbrand von 1865 zugeordnet werden, da einerseits aussagekräftige Funde fehlen und andererseits eine Ausdehnung auf die Häuser nördlich des Kirchbühls durch historische Schrift- und Bildquellen nicht belegt ist. Es ist aber anzunehmen, dass auch die zweite Zerstörung noch vor 1732 erfolgte, da ein Aquarell aus demselben Jahr an der betreffenden Stelle am Kirchbühl eine Baulücke dokumentiert (Abb. 5). Vermutlich wurden die Mauern bereits zu diesem Zeitpunkt bis auf die vorgefundene Höhe abgetragen. Weniger überzeugend erscheint die Vorstellung, dass die Parzelle nach einem ersten Brand kurz vor oder um 1400 bis zu einer zweiten Nutzungsphase nach 1732 – also etwa 300 Jahre lang – unbebaut blieb. Viel wahrscheinlicher ist, dass das zweite Gebäude aufgrund des starken Bevölkerungswachstums noch im 14. Jahrhundert

¹⁴ Bei der jüngeren Brandschicht könnte es sich unter Umständen auch um umgelagerten Bauschutt handeln.

¹⁵ KDM BE Land 1 1985, 265-266.

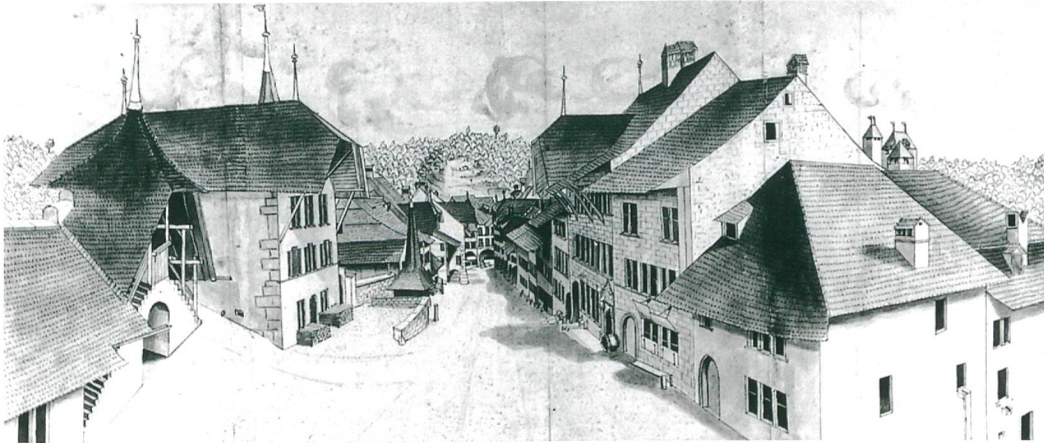


Abb. 5: Burgdorf, der nach Osten abfallende Kirchbühl. Nördlich des Brunnenstandortes (spitzer Turmhelm unterhalb des terrassenartigen Absatzes) lässt die gemauerte Einfriedung auch im frühen 18. Jahrhundert auf ein unbebautes Grundstück schliessen. Aquarellierte Federzeichnung von 1732. Rittersaalverein Burgdorf.

nachfolgte. Dass die Liegenschaft Kirchbühl 22 beim Stadtbrand um 1865 unbeschadet blieb, könnte ein weiterer Hinweis darauf sein, dass damals auf dem daneben liegenden Grundstück eine Baulücke bestand, die eine Ausbreitung des Feuers weiter nach Westen verhinderte.¹⁶

3. Die Ofenkeramik

3.1 Übersicht

Insgesamt konnten aus der unteren Brandschuttschicht 217 Fragmente von Ofenkacheln geborgen werden. Einige Stücke sind durch das Schadensfeuer stark geschwärzt und ihre Glasur blasig aufgequollen. Über zwei Drittel liessen sich bestimmten Kacheltypen und -motiven zuordnen. Beim Rest handelt es sich grösstenteils um Fragmente von Kachel-tubi (45 Fragmente) sowie von Napfkacheln (20 Fragmente).

Der Komplex umfasst sowohl einfache als auch zusammengesetzte Kacheltypen und zeigt somit das typische Spektrum eines Ofenkeramikfundes aus dem 14. Jahrhundert. Tatsächlich lassen sich die modelgepressten Kachelreliefs stilistisch zweifelsfrei ins 14. Jahrhundert datieren, während bei den unglasierten Napfkacheln auch eine leicht frühere Zeitstellung im ausgehenden 13. Jahrhundert nicht ganz ausgeschlossen scheint.

Von mindestens 43 bis 45 nachgewiesenen Individuen (Abb. 6) sind zehn Napfkacheln, acht Tellerkacheln und 26 Blattkacheln, wobei es

	Typ/Motiv	MIZ
Napfkacheln	Kat. 1	1
	Kat. 2	5
	Kat. 3	3
	Kat. 4	1
Tellerkachel	Kat. 5 glatt	8
Blattkacheln (26)	Kat. 6 Rosette in Mulde	3
	Kat. 7 Fabeltier (Salamander)	8
	Kat. 8 Fischesirene	3
	Kat. 9 Fischesirene	1
	Kat. 10 Löwe	3
	Kat. 11 Leopard	5
	Kat. 12 Blendwerk (?)	2
Kat. 13 Blendwerk	1	
Kranzkachel (1)	Kat. 14 Kreuzblume	1
Total		45

Abb. 6: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Übersicht über die identifizierbare Ofenkeramik nach Kacheltypen, bezüglich Kat. 14 nach Kachelfunktion.

sich bei zwei Fragmenten auch um die Überreste derselben Kachel mit Blendwerk handeln könnte. Überliefert ist ausserdem der Abschluss einer Kranzkachel, auch dieser könnte allenfalls Teil derselben architektonisch gegliederten Kachel gewesen sein. Von den Napfkacheln wurden alle 4 Typen gezeichnet, während von den Tellerkacheln aufgrund des verhältnismässig guten Erhaltungszustandes sogar 4 Exemplare des gleichen Typs berücksichtigt wurden (Abb. 7). Bei den Blattkacheln mit Reliefmotiven wurden für die Zeichnung zugunsten einer möglichst vollständigen Ansicht des Motivs für die Zeichnung Teile verschiedener Kacheln zu einer idealen Kachel ergänzt, die in Wirklichkeit genau in dieser Form nicht existiert (Abb. 8).¹⁷

16 Vgl. KDM BE Land 1 1985, 289. Der Helm des noch weiter westlich stehenden Kirchturms fing durch Funkenflug Feuer, vgl. KDM BE Land 1 1985, 63.

17 Vgl. zu dieser Problematik auch Glaenzler 1999, 155.

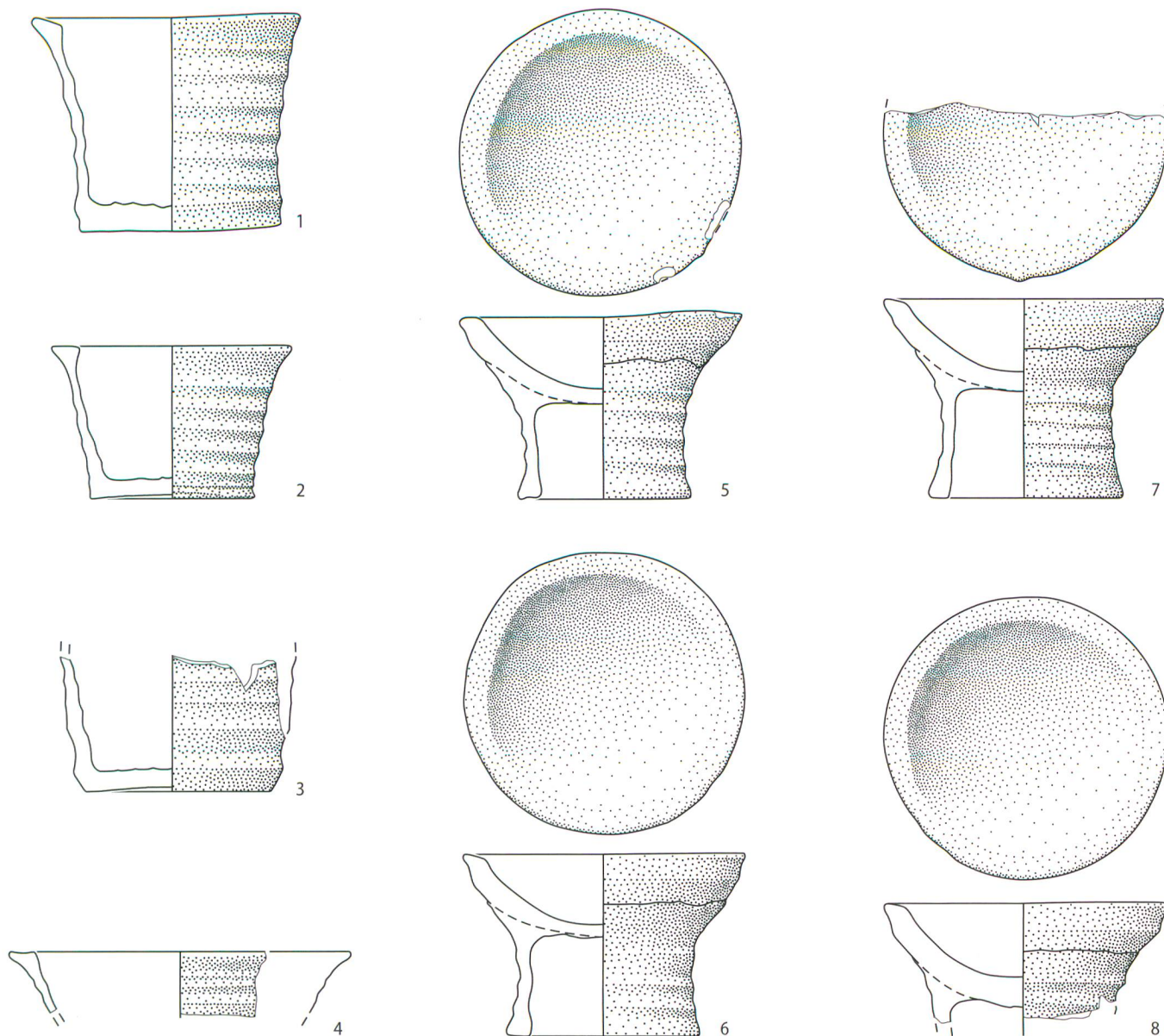


Abb. 7: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Napf- und Tellerkacheln. 1–4 Napfkacheln Kat. 1–4. 5–8 Tellerkacheln Kat. 5. M. 1:3.

3.2 Material

Die Überprüfung der Massezusammensetzungen nach Merkmalen der Scherbenfarbe und Magerung ermöglichte eine Unterteilung der vorliegenden Ofenkeramik in drei Gruppen: Der Scherben der Napfkacheltypen Kat. 1 und Kat. 3 (Abb. 7,1 und 3) stimmt mit demjenigen der Teller- und Blattkacheln (Abb. 7,5–8 und 8,1–3,5–9) ausser Kat. 9 (vgl. Abb. 8,4) überein. Kennzeichnend ist die auffallend heterogene, teilweise sehr grobe Magerung aus Schamotte und Kalk,¹⁸ einzelnen grösseren weissen Quarzsteinchen (in einem Kachelblatt von Kat. 10 sogar ein 1,3 cm breites Bruchstück) sowie weissen Schlieren aus hell-

brennendem Ton. Weniger aussagekräftig ist aufgrund der sekundären Brandeinwirkung die Farbe, die von einem rötlichen Beige über Hellorange bis Ziegelrot reichen kann.

Zur zweiten Gruppe gehören die Napfkacheln vom Typ Kat. 2 (Abb. 7,2). Ihr Ton ist mittelfein gemagert, die Korngrösse der beigemengten Schamotte und des Kalks beträgt mehrheitlich unter 0,5 mm. Sand ist wie bei der ersten Gruppe von Auge nicht zu erkennen und ist allenfalls in feinsten Form enthalten. Auch hier liegen die Farbwerte im hellorangenen Bereich, wobei die Aussenseiten teilweise in einem dunkleren Ziegelrot gefleckt sind. Eine Bodenscherbe und zwei

18 Die Magerungsbestandteile sind häufig mehrere mm gross. Zur Bezeichnung der Feinheitsgrade vgl. Bauer et al. 1986, 96–97.

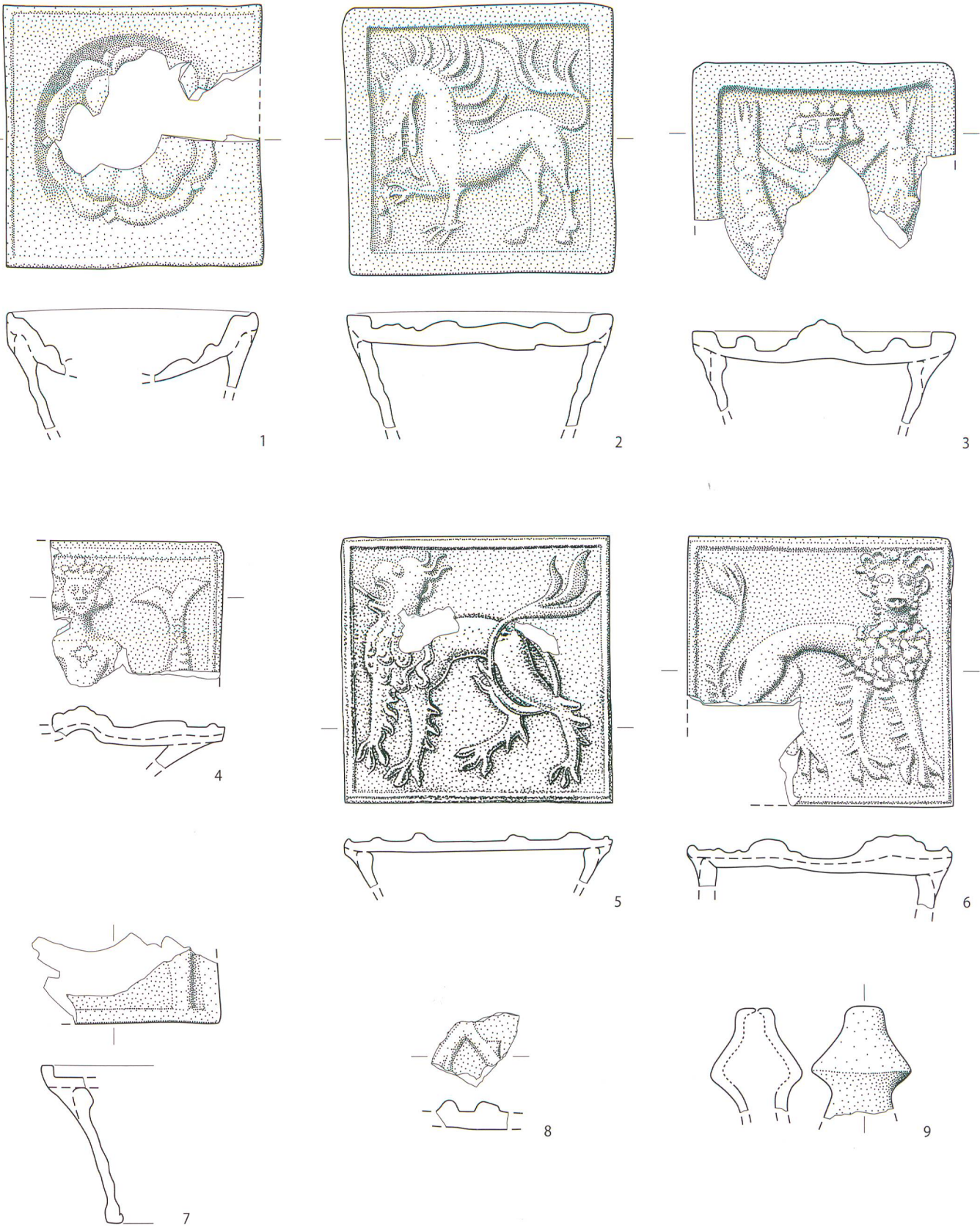


Abb. 8: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Blattkacheln und Kranzkachel. 1–6 Blattkacheln Kat. 6–11. 7–9 Kacheln mit Masswerkdekor bzw. Kranzkachelfragment Kat. 12–14. M. 1:3.

Randscherben sind rötlich beige mit hellgrauem Kern. Abseits steht auch die nur einzeln geborgene Blattkachel Kat. 9 (Abb. 8,4). Ihr hellziegelroter Scherben ist reich mit Kalkkörnern von einer mittleren Grösse meist unter 0,5 mm durchsetzt. Zusätzlich sind einzelne grobe, 1–2 mm grosse Stückchen aus Schamotte und Kalk enthalten.

Da die Ofenkacheln beim Brand des Hauses unterschiedlichen Hitze- und Sauerstoffbedingungen ausgesetzt gewesen sein könnten, ist die graue oder sogar schwarze Färbung einzelner Bruchstücke vermutlich auf eine sekundäre Veränderung zurückzuführen und muss nicht auf ein reduzierendes Brennverfahren bei der Herstellung verweisen. Auch die Randscherbe zum weiten Napfkacheltyp Kat. 4 (Abb. 7,4) wird daher an dieser Stelle nicht als reduzierend gebrannte Ware aufgenommen.¹⁹ Es könnte sich um eine Kachel aus derselben in mittlerer Feinheit gemagerten keramischen Masse handeln wie derjenigen der zweiten Gruppe.

Bei den Tellerkacheln und teilweise auch bei den Blattkachelnfragmenten befindet sich im Kachelblatt meist direkt unter der Glasur ein grauer Kern.²⁰ Während solche Farbübergänge bei unglasierten Becher- oder Napfkacheln damit erklärt werden könnten, dass die Kacheln ursprünglich reduzierend gebrannt wurden und erst während des Einsatzes am Ofen von innen her nachoxidierten, muss der Hergang bei glasierter Ware ein anderer gewesen sein. Die chemischen Prozesse beim Brennen der Bleiglasur erfordern zwingend Sauerstoff. Denkbar wäre eine wechselnde Brenn Atmosphäre: Demnach hätten zuerst sauerstoffarme

Bedingungen geherrscht, so dass der ganze Scherben eine graue Farbe annahm. Erst gegen Schluss des Brandes sorgte eine begrenzte Sauerstoffzufuhr für das Nachoxidieren des Scherbens und für die optimale Entwicklung der Glasur, wobei letztere gleichzeitig verhin derte, dass währenddessen auch die darunter liegende Zone ausreichend mit Sauerstoff versorgt wurde, und ein grauer Restbereich blieb. Eine Verursachung durch die sekundäre Feuer einwirkung scheint in diesem Fall ausgeschlossen.

Glasur tritt nur an den Teller- und Blattkacheln auf. Es handelt sich durchwegs um eine olivgrüne Bleiglasur, die ohne Grundengobe aufgetragen wurde. Stellenweise tendiert sie auch ins Braune, am deutlichsten auf einer Blattkachel der Kat. 7. Wo die Glasur durch das Schadensfeuer beeinträchtigt wurde, hat sie eine matte, schwärzliche oder auch blasige Oberfläche angenommen.

3.3 Napfkacheln

Soweit sich die einfachen Kacheln genauer definieren lassen, handelt es sich um so genannte Napfkacheln. Damit ist hier gemeint, dass im Gegensatz zu den schmaleren Becherkacheln der Randedurchmesser mit 11,2 bis 12 cm mehr beträgt als die Gesamthöhe der Kacheln (7,1 bis 10,4 cm).²¹ Anhand von Merkmalen wie Scherbenfarbe, Magerung, wo feststellbar Proportionen sowie Rand- und Gesamtform wurden die Fragmente in vier Gruppen unterteilt (vgl. Abb. 7,1–4).

Der erste Typ (Kat. 1) ist nur mit einem einzelnen, zudem eierförmig misslungenen, Exemplar vertreten und bezeichnet eine hochwandige Variante, die in den Proportionen noch am Übergang zu den Becherkacheln liegt. Die Wandung verläuft im unteren Teil nahezu zylindrisch, ist oben konisch geweitet und allgemein grosszügig gerieft. Der Rand ist spitzrund ausgezogen und mit wulstartiger Verdickung schräg nach innen abgestrichen (Abb. 7,1). Kat. 2 zählt fünf Individuen und unterscheidet sich von Kat. 1 durch eine niedrigere napfartige Form mit eher kantigem Boden (Abb. 7,2). Dieser Typ erscheint insgesamt leichter und zierlicher gedreht, mit dichter Riefung und

19 Zu den besonders stark verbrannten und somit schwarz gefärbten Scherben zählen auch drei Tü busfragmente (zwei vermutlich mit gleicher Scherbenzusammensetzung wie Kat. 1 und 3, eines wie Kat. 2) sowie Fragmente einer Blattkachel zu Kat. 8.

20 Diese Beobachtung kann auch an Fragmenten von Kat. 6, 7, 10 und 13 gemacht werden.

21 In der Literatur werden für die Kriterien unterschiedliche Begriffe verwendet: Roth Kaufmann stellt den Mündungsdurchmesser der Kacheltiefe gegenüber, worunter ich Innenmasse verstehe. Tauber nennt anstelle der Kacheltiefe die Gesamthöhe der Kachel, also eindeutig ein Aussen mass. Matter erwähnt Randedurchmesser und Höhe. Ich habe mich für letzteres entschieden, da ich somit zwei Aussenmasse miteinander vergleichen kann. Relativierend ist weiter zu bemerken, dass die gezogene Grenze zwischen Becher- und Napfkacheln auf einer willkürlichen Definition beruht und in Wirklichkeit einen fließenden Übergang zu strukturieren versucht. An vielen einzelnen Randfragmenten lässt sich die Unterscheidung zudem nicht machen. Roth Kaufmann et al. 1994, 34–35. Tauber 1980, 311–313. Matter 2000, 195. Zum Proportionsverhältnis von Gefässhöhe zu Mündungsdurchmesser als allgemeines Beschreibungsmerkmal siehe Bauer et al. 1986, 23–24.

horizontal bis leicht nach innen abgestrichenem Rand. Die Drehschnecke im Innern weist im Vergleich zu Kat. 1 und 3 zur Mitte hin eine deutliche Erhebung auf. Kat. 3 (Abb. 7,3) umfasst Fragmente von drei wiederum eher dickwandigeren Exemplaren mit einem durch eine prägnant abschliessende Riefe eingezogenen Boden. Da Höhe und Randform nicht ermittelt werden können, ist nicht auszuschliessen, dass es sich dabei um Varianten von Kat. 1 handelt. Von der singular auftretenden grauen Randscherbe lässt sich zudem auf einen vierten Napfkacheltyp mit 14,5–15 cm weitem Randedurchmesser, ausgeprägt konischer und dünner Wandung sowie horizontal abgestrichenem Rand mit leichter Kehlung schliessen (Kat. 4, Abb. 7,4). Die Böden aller Napfkacheln wurden mit einer Drahtschlinge flach von der Drehscheibe geschnitten und weisen im Innern eine Drehschnecke auf. Durch den Brand erfolgte eine mehr oder weniger gut erkennbare schwache Einwölbung des Bodens. Ein Rest von 18 Randfragmenten und zwei Wandfragmenten mit Randedurchmessern von 11 bis 13,6 cm, die auf eine unbestimmte Anzahl weiterer Individuen schliessen lassen, konnte diesen Typen nicht zugeordnet werden.

Die Datierung der Napfkacheln kann sich neben technischen Kriterien wie Drehriefen oder Drahtschlingenspuren unter anderem an der Randform, der Ausprägung des Bodens sowie an der Gesamtform und an den Proportionen orientieren. Grundsätzlich verläuft die typologische Entwicklung bei den sich von der Gefässkeramik ableitenden Röhren-, Becher- und Napfkacheln von zylindrischen, schlanken Formen mit Lippenrand um 1200 zu solchen mit immer weiterer Mündung, trichterförmiger oder geschwungener Wandung, und über horizontal zu tendenziell stärker nach innen abgestrichenen, auch gekehlten, spitz ausgezogenen Rändern im 14. Jahrhundert.²² Um 1270/1280 liegen aus Madeln die frühesten unglasierten Napfkacheln vor.²³ Bereits zwischen 1280 und 1300 tritt die Glasur in der Nordwestschweiz auch im Bereich der Ofenkeramik auf. Obwohl die Innenflächen der Napfkacheln ab dem ausgehenden 13. Jahrhundert in der Regel mit einer solchen überzogen sind,²⁴ dürften unglasierte Exemplare als einfachere Ausführung noch bis ins 14. Jahr-

hundert parallel dazu hergestellt worden sein. Napfkacheln mit verwandten Randformen, vergleichbaren Proportionen und Wandstärken, die zum Boden hin ebenfalls tendenziell zunehmen, sind beispielsweise vom Schöffletenboden in Arisdorf BL, von der Burg Alt-Schauenburg bei Frenkendorf BL und von der Tösstalstrasse 7 in Winterthur ZH bekannt.²⁵ Die Ränder sind ähnlich verdickt und horizontal oder nach innen abgestrichen sowie ebenfalls noch fast ohne Kehlung. Während Tauber für die beiden ersten glasierten Napfkachelgruppen aufgrund der Typologie eine Datierung ins späte 13. bis frühe 14. Jahrhundert vorschlägt, ist für die unglasierten Winterthurer Beispiele eine Herstellung innerhalb der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts anzunehmen. In Bern sind Napfkacheln vergleichsweise selten erhalten, die meisten weisen auf der Innenseite eine Glasur auf und sind absolutchronologisch nicht genauer einzuordnen.²⁶ Die Burgdorfer Napfkacheln stehen typologisch in der Nähe der oben genannten Beispiele und erlauben die Schlussfolgerung, dass ihre Datierung innerhalb der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht allzu spät angesetzt werden muss.

3.4 Tellerkacheln

Von den zusammengesetzten Kacheln sind mindestens acht Tellerkacheln (vgl. Abb. 7,5–8). Wie die meisten der zahlreichen bernischen Vergleichsbeispiele bestehen sie aus einer modelgepressten tellerförmigen Schauseite und einem scheidengedrehten Tubus (Abb. 9,1–2). Die unverzierte, teigige Oberfläche des runden Kachelblatts ist, wie bei den Kacheln dieses Typs üblich, glasiert.²⁷ Aussergewöhnlich ist die Befestigung des Kachelrumpfs auf der Rückseite des Kachelblattes. Während in der Regel ein vorgängig separat gedrehter Tubus

22 Zur Entwicklung der Kachelformen vgl. Marti/Windler 1988, 72–74. Matter 2000, 195.

23 Vgl. Marti/Windler 1988, 73. Tauber 1980, 313.

24 Tauber 1980, 315.

25 Zum Schöffletenboden bei Arisdorf BL siehe Tauber 1980, 56; 57 Abb. 33,3–5; 316 Taf. 12,5. Zur Burg Alt-Schauenburg bei Frenkendorf BL siehe Tauber 1980, 70; 71 Abb. 43,19; 316 Taf. 12,8. Zu Winterthur siehe Matter 2000, Taf. 25 Kat. 365–369. Matter bezeichnet sie noch als Becherkachel, Matter 2000, 195.

26 Roth Kaufmann/Buschor/Gutscher 1994, 35.

27 Marti/Windler 1988, 76. Glasiert sind bereits auch die frühen Tellerkacheln um 1300 von den Burgen Frohburg, Trimbach (SO) und Scheidegg, Gelterkinden (BL), Tauber 1980, 317–318; 323 Taf. 15.



Abb. 9: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Tellerkacheln Kat. 5. Der napfförmige Tubus wurde direkt auf der Rückseite des Tellers gedreht und der Übergang aussen nur leicht angedrückt. M. 1:3.

mit Tonschlicker befestigt oder angedreht wurde, so dass der Teller auf der Aussenseite oftmals trotz dem Drehspuren aufweist, lässt das Scherbenbruchbild hier auf ein anderes Vorgehen schliessen (Abb. 9,3). Der Verlauf von Wandung und Boden ist am ehestens so zu interpretieren, dass der Hafner die rückseitige Verankerung der Kachel direkt auf dem Teller aus einem Tonbatzen gedreht hat.²⁸ Dazu legte er das runde Kachelblatt vermutlich samt Model auf die Drehscheibe. Die im Innern des Tubus geformte Drehschnecke gehört demnach eigentlich zur Innenseite des Kachelrumpfs, liegt aber als Struktur mehr oder weniger direkt auf dem Boden des Tellers, weil der Hafner vermutlich aus materialsparenden und brenntechnischen Gründen darum bemüht war, keinen doppelten Boden zu bilden.²⁹ Die Tonmassen beider Bauteile waren aufgrund dieses Verfahrens so gut miteinander verbunden, dass darauf verzichtet werden konnte, den Tubus auf der Aussenseite des Tellers beim Drehen sorgfältig und tief herunterzuziehen. Der Kachelmacher begnügte sich damit, die auslaufende Wandung etwas anzudrücken (vgl. Abb. 9,2), der Übergang zum Teller blieb somit gut sichtbar.

Tellerkacheln mit identischer Schauseite sind auch aus der Stadt Bern bekannt.³⁰ Das Exemplar aus der Gerechtigkeitsgasse 1 stimmt in Bezug auf die Machart und das Material mit den Burgdorfer Stücken so genau überein, dass sogar eine Herstellung durch dieselbe Werkstatt in Erwägung gezogen werden muss.³¹ Die graue Färbung, die auch hier direkt unter der Glasur zu beobachten ist, stellt demnach wohl ein herstellungsbedingtes Merkmal dar und ist keine Folge des Schadensfeuers. Eine Zuordnung der Burgdorfer und Stadtberner Tellerkacheln zur selben Werkstatt wirft die Frage nach dem Standort derselben auf. Zwar ist sowohl über modelidentische Kachelausformungen als auch über Schriftquellen allgemein belegt, dass die städtischen Hafnereien Berns fertig produzierte Ofenkacheln in die Landschaft transportierten.³² Gegen die Einfuhr von bernischen Erzeugnissen könnte in diesem Fall jedoch sprechen, dass Burgdorf bis 1384 von der Stadt Bern politisch unabhängig war und als bedeutender Marktort über ein eigenständiges florierendes Gewerbe verfügte, dem bereits seit dem frühen 14. Jahrhundert auch Hafnereien angehörten.³³ Naheliegender wäre es daher, von einer lokalen Produktion der Ofenkacheln auszugehen. Unter welchen Umständen Burgdorfer Tellerkacheln umgekehrt nach Bern gelangt sein könnten, ist aber genauso unklar. Natürlich ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Hafnereien in Burgdorf teilweise mit denselben, das heisst in Bezug auf Relief und Ausmessung identischen, da auf gleichen Modellen beruhenden, Modellen arbeiteten wie die stadtbernerischen Werkstätten. Von einem gelegentlichen Handel mit Modellen kann schon im 14. Jahrhundert ausgegangen werden.³⁴ Dennoch spricht in diesem Fall die austauschbare Qualität für dieselbe Urheberschaft, wo auch immer diese ihren Standort hatte.

Für die Burgdorfer Tellerkacheln erscheint eine Herstellung bereits um 1320 möglich. Tauber siedelt die abgesehen von der Glasur unverzierte Ausprägung der Kachel mit tiefem, rundbodigem Teller innerhalb der typologischen Entwicklung im zweiten und dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts an.³⁵ Obwohl auch diese frühen und schlichten Tellerkacheln modelgepresste Blätter haben, setzen

28 Ein ähnliches Verfahren vermutet Tauber an Tellerkacheln mit schiebengedrehter Schauseite aus der Nordwestschweiz. Tauber 1980, 325.

29 Doppelte Böden bergen die Gefahr von Luftschlüssen, die sich während des Brennvorgangs ausdehnen und dadurch im Scherben Risse verursachen. Im vorliegenden Fall wäre das Risiko durch das spezielle Vorgehen (Drehen des Tubus' direkt auf dem Teller anstelle des nachträglichen Befestigens) allerdings gering gewesen.

30 Roth Kaufmann et al. 1994, 109 Kat. 19. Das Fragment mit der Fnr. 43101 ist ein Lesefund von der Gerechtigkeitsgasse 1 (1971).

31 Im Winter 2000 kam derselbe Tellerkacheltyp auch auf dem Waisenhausplatz in Bern zum Vorschein, Boschetti-Maradi 2006, 268 (unter A133 aufgelistete Ofenkeramik, darunter BE 19). Die anderen Vergleichsbeispiele wurden nicht überprüft.

32 Roth Kaufmann et al. 1994, 54.

33 Hafnerbetriebe sind in der Burgdorfer Unterstadt am Mühlebach seit dem frühen 14. Jahrhundert bezeugt, Baeriswyl 2003, 78.

34 Roth Heege 2004, 192–193. Roth Kaufmann et al. 1994, 77–78.

35 Vgl. die modelgepressten Tellerkacheln mit rundem Tellerboden aus Pratteln BL, Burg Madeln, Frenkendorf BL, Alt Schauenburg BL und Basel, Petersberg um 1310–1330, Tauber 1980, 324 Taf. 16,1–3.

sich Reliefverzierungen vermutlich erst im Verlauf des 14. Jahrhunderts – nach Tauber und Marti/Windler im 2. Viertel – durch.³⁶ Der flache Randabschluss und die runde Form des Tellers sind auch noch Merkmale einer reliefierten Tellerkachel von der Burg Alt-Wädenswil, für die Bitterli/Grütter ebenfalls eine Zeitstellung ab dem 2. Viertel des 14. Jahrhunderts vorschlagen.³⁷

3.5 Blattkacheln

Blattkacheln werden im Prinzip analog zu den modelgepressten Tellerkacheln hergestellt. Der Tubus wird jedoch immer separat gefertigt und erst dann angesetzt. Schneidespuren zeugen teilweise vom anschliessenden Versäubern der Kachelblattränder entlang der Modelkanten, bevor das Kachelblatt aus dem Negativ herausgelöst wurde.³⁸ Rumpfteile mit Rand haben sich nur bei zwei Kacheln erhalten (Kat. 7 und Kat. 12; Abb. 8,2 und 8,7). In beiden Fällen entspricht der Rand dem aufgeschnittenen oder bereits offen scheibengedrehten und von der Arbeitsfläche geschnittenen Boden des napfförmigen Tubus, während die leicht ausgezogenen Mündungsränder mit zusätzlichen Tonaufgaben an der Kachelblattrückseite befestigt wurden. Gedreht wurde ausserdem der vollplastische hohle Abschluss einer Kranzkachel (Kat. 14; Abb. 8,9). Der kegelförmige, nur einseitig glasierte Zapfen ist wahrscheinlich als stark stilisierte Kreuzblume eines Wimpergs zu interpretieren. Der Hals des Zapfens war vermutlich absichtlich plattgedrückt worden, um zum flachen Kachelblattrahmen überleiten zu können. Soweit erkennbar, sind alle restlichen sechs Blattkacheln von annähernd quadratischer Form und als Füllkacheln zu definieren. Gesims-, wie auch Eckkacheln und Abdeckplatten fehlen im Fundkomplex.

3.5.1 Blattkachel mit Rosette (Kat. 6)

Abgesehen vom quadratischen Format, zeichnen die in Fragmenten dreifach vorhandene Blattkachel Kat. 6 Elemente aus, die sie formal mit einer Tellerkachel vergleichbar machen (Abb. 10, vgl. Abb. 8,1). So erhebt sich das Bildmotiv nicht als Relief über einem flachen



Abb. 10: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Blattkachel mit rosettengeschmückter Mulde, Kat. 6. M. 1:3.

Hintergrund, sondern ist in eine kreisrunde Mulde eingelassen. Besonders im Querschnitt wird die Ähnlichkeit zu Tellerkacheln mit im Tubus versenktem Medaillon ersichtlich. Die Vertiefung ist fast vollständig von einer grossen, fleischig ausgebildeten Rosette ausgefüllt. Zwei Kränze mit je fünf doppellappigen Blütenblättern sind versetzt um eine gepunktete Mitte angeordnet,³⁹ dazwischen sitzen aussen herum kleine lanzettförmige Kelchblättchen. Eine weitere Parallele zur Tellerkachel besteht darin, dass diese ebenfalls auffallend häufig mit Rosetten geschmückt sind, wobei anzumerken ist, dass die stilisierte Rosenblüte generell eines der häufigsten spätmittelalterlichen (Kachel-)motive darstellt. Ihr Auftreten kann sowohl herrschaftlich-heraldisch als auch marianisch oder ästhetisch begründet sein. Einen interessanten Vergleich bietet die quadratische Blattkachel von der Burgruine Gestelnburg in Niedergesteln VS, bei der das Motiv der Rosette selbst als muldenartig vertieftes Hohlrelief wiedergegeben ist.⁴⁰ Diese Kachel gehört zu einem Ofen, der vermutlich um 1330–1350 gesetzt wurde und bei der Zerstörung der Burg 1384 in die vorgefundene Lage verstürzte. Im vorliegenden Fall ist die Datierung vielleicht eher etwas später anzusetzen, da sich die Blüte in ihrer ausgesprochen plastischen und in Ansätzen naturalistischen Ausformung von der geometrisch reduzierten Formelhaftigkeit des Gestelnburger Beispiels unterscheidet. Dass dasselbe Motiv offenbar auch noch im späteren Verlauf des 14. oder sogar noch im 15. Jahrhundert Verwendung fand, belegt ein über Engobe grün glasiertes Fragment, das 1991 im Kirchbühl vor den Parzellen 16–18

36 Marti/Windler 1988, 77. Tauber 1980, 325. Bitterli/Grütter 2001, 72.

37 Bitterli/Grütter 2001, 72; Taf. 2,27.

38 Erkennbar ist dieser Arbeitsschritt an Kat. 6 und 9.

39 Die im Fundkomplex nicht überlieferte Mitte ist beispielsweise über Funde aus der Kramgasse 2 in Bern (1963) bekannt, Roth Kaufmann et al. 1994, 197 Kat. 212.

40 Keck 1995, 52; 54 Abb. 7.

unter dem Strassenbelag gefunden wurde.⁴¹ Die schmale Rahmenleiste kennzeichnet das vorliegende Motiv jedoch eindeutig als Schöpfung des 14. Jahrhunderts.⁴²

3.5.2 Fabeltier (Kat. 7)

Auf der mindestens acht mal nachweisbaren Blattkachel Kat. 7 ist ein nach links gerichtetes vierbeiniges Fabeltier wiedergegeben, dessen hintere Hälfte mit Hufen und einem in die Luft geworfenen Schweif an ein Pferd erinnert, während sich im vorderen Teil zum langen Hals mit wild abstehender Mähne ein drachenartiger Kopf und Vogelfüsse gesellen (Abb. 11, 1–2, vgl. Abb. 8,2). Die schwache Qualität des Reliefs sowie die missverständliche Art der Darstellung lassen offen, ob die mit dem Maul zusammenhängende Reliefstruktur als Zunge, Feuer oder sogar als Nahrung zu interpretieren ist.

So schwierig das Motiv zu definieren ist, so häufig erscheint es in Ofenkachelkomplexen des 14. Jahrhunderts. Die weite Verbreitung des Motivs und die zahlreichen Varianten in Bezug auf die Grösse, die Rahmengestaltung, die Detailausarbeitung und sogar auf die Ausrichtung lassen auf eine über längere Zeit erfolgte und breit gestreute Produktion durch verschiedene Werkstätten schliessen. Als Raum des erstmaligen Auftretens gilt die

Stadt Zürich, die im 14. Jahrhundert als wichtiges Produktionszentrum für Ofenkeramik bezeugt ist.⁴³ Einerseits deuten – ganz allgemein – identisch ausgeformte Kacheln an unterschiedlichen Fundorten bereits im 14. Jahrhundert auf einen Handel mit Modellen.⁴⁴ Daneben ist davon auszugehen, dass es gang und gäbe war, Reliefs bereits bestehender Kacheln abzuformen und die daraus gewonnenen Kopien als gelungene Nachahmungen oder als Grundlage für eigene Schöpfungen weiterzuverwenden.⁴⁵ Verordnungen, die Urheberrechte geltend machen und ein solches Vorgehen mit einer Strafe belegen, sind erst aus dem 16. Jahrhundert erhalten. Sie sind als Indiz dafür zu verstehen, dass noch zum Zeitpunkt ihres Erlasses von dieser Methode Gebrauch gemacht wurde.⁴⁶ Kachelkopien, die nach dem oben geschilderten Abdruckverfahren gefertigt werden, weisen gegenüber ihrem Vorbild aufgrund der doppelten Brennschwindung ein ungefähr 10 bis 28 % kleineren Massstab auf.⁴⁷ Vielleicht ist es u.a. durch diesen Umstand zu erklären, dass der Rahmen im Verhältnis zur Gesamtfläche des Kachelblatts tendenziell immer breiter wurde, konnte der Dimensionsrückgang dadurch doch ausgeglichen oder immerhin in Grenzen gehalten werden.⁴⁸ Eine weitere Folge dieser Motivübertragungsmethode ist der zunehmende Verlust an fein ausgearbeiteten Details, insbesondere wenn die abgeformte Kachel bereits mit einer Glasur überzogen war. Der zweifelsfreie Nachweis einer direkten Abhängigkeit zwischen Kachelausformungen erweist sich im konkreten Fall als schwierig.⁴⁹ Zwar haben sich einige Autoren die Mühe gemacht, die bekannten Kacheln dieses Motivs zusammenzutragen und sich einen Überblick über die Varianten zu verschaffen,⁵⁰ die Erkenntnisse blieben jedoch eher allgemeiner Art. Diesen zufolge zeichnet sich das Ausgangsmotiv bzw. die erste Generation durch eine schmale erhabene Linie als Rahmen aus. Bitterli/Grütter ordnen die auf der Burg Alt-Wädenswil gefundenen Fragmente diesem frühen Typ zu (Abb. 12,1), während die in Zürich geborgenen Exemplare einen breiten, teilweise abgetreppten Rahmen aufweisen und aufgrund der typologischen Entwicklungstendenzen zur späteren Generation gezählt werden. Bemerkenswert ist die zwei Zürcher Kacheln gemeinsame beträchtliche

41 Glatz/Gutscher 1999, 247; 248 Abb. 22,7. Die Verwendung einer gelblichen oder gebrochenen weissen Engobe als Grundierung zur Erlangung leuchtender Glasurfarben lässt sich v. a. im 15. Jahrhundert beobachten. Tauber (1980, 320) verweist auf die Verwendung einer gelblichen Engobe auf glasierten Napfkacheln von der Burg Madeln bei Pratteln BL und dem Schöffleiboden bei Arisdorf BL bereits um 1350, jedoch handelt es sich dabei um frühe Ausnahmereischnungen.

42 Vgl. Kap. 3.5.6. weiter unten.

43 Marti/Windler 1988, 80. Boscardin/Meyer 1977, 97. Bitterli/Grütter 2001, 74.

44 Von einem Modell aus Stein, Holz oder Ton konnten – von einer gewissen Abnutzung abgesehen – beliebig viele Negative abgeformt und als Model verkauft werden, Roth Kaufmann et al. 1994, 77–78; Roth Heege 2001, 81.

45 Keck 1995, 60. Schneider/Hanser 1979, 18.

46 Jaritz verweist auf die Ordnung der Grazer Hafner und Kachelmacher aus dem Jahr 1521: «Item welcher maister oder knecht ainer dem andern haimblich ain modl abtrugkht, daz wissentlich gemacht wirdet, der ist in die bruederschaft zu peen verfalln zehen pfunt wachs.» Jaritz 1988, 44.

47 Roth Kaufmann et al. 1994, 27, 79, 83. Die erhebliche Einbusse an Grösse errechnet sich anhand der zweimaligen Brennschwindung von je 5 bis 15%, zuerst beim Brennen des abgeformten Negativs bzw. des Modells, anschliessend beim Brennen des damit gepressten Positivs, also der Kachel.

48 Vgl. dazu das Kapitel zur Aussagekraft von Rahmen 3.5.6. weiter unten.

49 Ein erstes Problem ist, dass die von verschiedenen Institutionen aufbewahrten Ausformungen zum direkten Vergleich nebeneinander gelegt werden müssten. Der Übergang von der überarbeiteten Abdruckkopie zur nachempfundenen Neuschöpfung ist vielleicht nicht eindeutig erkennbar. Zu berücksichtigen ist weiter, dass wesentliche Vermittlerstücke fehlen könnten, und dass Kopien der gleichen Generation nicht zwingend gleich alt sein müssen.

50 Marti/Windler 1988, 80 Anm. 35. Bitterli/Grütter 2001, 73 Anm. 77; 74.



Abb. 11: Burgdorf, Kirchbühl. 20–22. Blattkacheln mit Fabeltier Kat. 7. Die olivgrün glasierte Oberfläche ist teilweise durch das Schadensfeuer matt geworden und bläsig schwarz verbrannt. M. 1:3.



Abb. 12: Motivverwandte Vergleichsbeispiele zu Kat. 7 (von oben links nach unten rechts): 1 Richterswil ZH, Alt-Wädenswil. 2 Zürich, Fraumünsterpost (Kratzquartier), Masse: 17,5 × 17,5 cm. 3 Zürich, Lindenhofstrasse 17, Masse: 17 × 17 cm. 4–5 Mit einer heraldischen Lilie ergänzte Varianten aus dem nördlichen Elsass und aus Strassburg, Masse: 17,5 × 17,5 cm und 18 × 17,5 cm. 6 Krauchthal, Thorberg, Masse: 14 × 14 cm. M. 1:3.



Abb. 13: Basel, Rittergasse 5. Blattkachelfragment mit Fabeltiermotiv, das sich einerseits an die Bildfindung von Kat. 7 anlehnt, andererseits jedoch stärker an die Vorstellung eines Greifen angelehnt ist. Zeitstellung nach Tauber (1980) ab 1350. M. 1:3

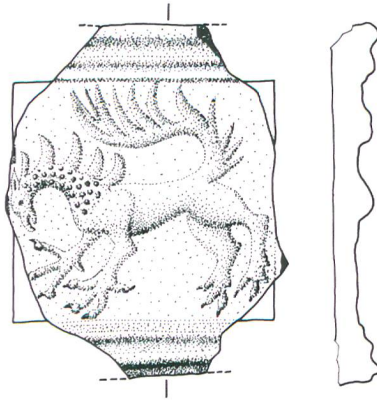


Abb. 14: Wappenrolle von Zürich, Ausschnitt. Pergament, um 1330. In der Mitte ist das Wappen der Steiermark mit heraldischem Panther zu sehen.

Seitenlänge von mindestens 17 cm (Abb. 12,2–3). Das Burgdorfer Exemplar ist mit einer Seitelänge von 14,7 cm über 13 % kleiner und ebenfalls von einer breiten Leiste umrandet. Der dazugehörige Model könnte also theoretisch mittels Abdruckverfahren über ein Kachelblatt der zweiten Generation entstanden sein. Im Vergleich mit Kacheln aus dem Elsass (Abb. 12,4–5) wird die Verwandtschaft zur Zürcher Version deutlich, wobei die im Areal der Fraumünsterpost (vgl. Abb. 12,2) gefundene Kachelausformung als mögliches Vorbild in Frage kommt, nicht aber jene von der Lindenhofstrasse 17 (vgl. Abb. 12,3). Bereits diese Vertreter der zweiten Generation zeigen Abweichungen, die vermutlich durch eine unterschiedliche Nachbearbeitung der abgeformten Negative zustande kamen. Die Beispiele aus dem Lindenhofquartier sind unter anderem im Bereich der Mähne und des Schweifs stark nachgeschnitten, so dass die Linienführung in einer Ausprägung und Ausrichtung auftritt, wie sie in Burgdorf auch in abgeschwächter Form definitiv nicht nachvollzogen werden kann. Im bernischen Raum wurde das Motiv ansonsten nur in einem einzelnen, wenig aus-

sagekräftigen Fragment auf dem Theaterplatz in Bern sowie auf der ehemaligen Burg Thorberg (Abb. 12,6) gefunden.⁵¹ Die Thorberger Ausformung ist von mangelhafter, unsorgfältiger Art, die Detailgestaltung des Kopfes und des gefiederten oder geschuppten Halses, wie sie an der Zürcher Fraumünsterpost-Variante beobachtet werden kann, lässt sich hier jedoch eher errahnen als auf der Burgdorfer Kachel. Zwei Massnahmen wurden im Anschluss an das Modelpressen direkt an der Kachel ausgeführt: In das Gesicht des Fabeltiers wurde ein Auge gestochen, und der Rahmen wurde unregelmässig abgekratzt. Das Kachelblatt ist bei fehlendem Rahmen zwar insgesamt nur 14 cm breit, der Massstab des Motivs ist jedoch über 10 % grösser als in Burgdorf. Obwohl sich daher wieder die Frage nach einem Kopierverfahren stellt, ist hier aufgrund der fehlerhaften Reliefausformung vielleicht eher von einer unmittelbaren Abhängigkeit abzusehen.

Die Frage nach der Bedeutung des dargestellten Fabeltiers ist bisher ungelöst, da sich ausserhalb der Ofenkeramik keine eindeutigen Parallelen finden. Aus heutiger Sicht erscheint irritierend, dass ein Motiv, das sich im 14. Jahrhundert derart grosser Beliebtheit erfreute, keinen allgemein bekannten Sinn gehabt haben soll. In der Fachliteratur ist teilweise die Bezeichnung «Greif» oder auch «Hippogreif» zu lesen, womit auf das halb greifvogelähnliche, halb löwen- bzw. pferdeartige Aussehen Bezug genommen wird.⁵² Im vorliegenden Kontext erweisen sich jedoch beide Varianten als problematisch. Wie bereits Glaenzler dargelegt hat, wären bei einem Greif Flügel zu erwarten, wobei der Begriff «Hippogreif» im Mittelalter noch gar nicht geläufig war.⁵³ Dennoch ist vorstellbar, dass die nur im 14. Jahrhundert in dieser Form auftretenden Mischwesen im späteren Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts von den aufkommenden Greifen abgelöst wurden.⁵⁴ Auf eine graduelle äusserliche Verwandlung und vielleicht damit einhergehende inhaltliche Anpassung könnte eine nah verwandte Kachel von der Rittergasse 5 in Basel deuten, die auch in der reichen Profilierung des Rahmens auf eine jüngere Entstehung hinweist (Abb. 13).⁵⁵ Das Motiv zeigt in der Gestaltung des getupften Halses und in der Behandlung von Mähne

51 Roth Kaufmann et al. 1994, 22, 160 Kat. 138. Das Kachelmotiv vom Theaterplatz in Bern (1959) könnte ungefähr die gleiche Masse gehabt haben wie dasjenige aus Burgdorf. Der burgenzeitliche Fundkomplex vom Thorberg (1994) befindet sich im Depot des ADB. Eine Publikation ist in Vorbereitung.

52 Vgl. Minne 1977, 154–159 Abb. 66–77. Schneider/Hanser 1979, 17 Abb. 12.

53 Glaenzler 1999, 164.

54 Der burgenzeitliche Ofenkachelkomplex vom Thorberg (1994), der vermutlich in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren ist, enthält beide Motive, sowohl das pferdeähnliche Fabeltier als auch den Greif.

55 Vgl. Bitterli/Grütter 2001, 74.

und Schweif deutliche Ähnlichkeit besonders mit den zürcherischen und elsässischen Beispielen. Obwohl Flügel fehlen, nähert sich die Umsetzung mit Vogelschnabel und raubtierartigen Hinterfüssen jedoch bereits der gängigen Vorstellung eines Greifen. Solche Prozesse dürften durch die Kopierverfahren begünstigt worden sein. Beim Abformen oder Durchpausen der Kachelreliefs könnten wesentliche Details verloren gegangen, missverstanden und falsch ersetzt worden sein, wodurch die Lesbarkeit vermindert oder auch bewusst in eine andere Richtung gelenkt wurde. Eine anfängliche Interpretationsweise könnte so zunehmend an Aktualität eingebüsst haben und in Vergessenheit geraten sein.

Dass die Bestimmung des Motivs Schwierigkeiten bereitet, könnte auch darin begründet sein, dass die hier überlieferte, mittelalterliche Vorstellung über das Aussehen des gemeinen Tieres inzwischen durch fundierte naturwissenschaftliche Kenntnisse ersetzt worden ist. Gerade die theologisch-didaktischen Naturbücher wie der im Mittelalter sehr populäre Physiologus oder Bestiarien dokumentieren in Schrift und Bild, dass die (spät-)antiken und mittelalterlichen Auffassungen vom Aussehen und Verhalten der Tiere mitunter recht wenig mit der Wirklichkeit gemein hatten. Dies schlägt sich auch in der Heraldik nieder. Glaenzer, der mit dem Ofenkeramikfund von Cressier eine Variante der hier besprochenen Fabeltier-Kachel bearbeitet hat, vermutet, dass das Vorbild für das Kachelmotiv in der gemeinen Figur des heraldischen Panthers zu suchen ist.⁵⁶ Zum Vergleich kann eine Darstellung im Wappen der Steiermark auf der Zürcher Wappenrolle herangezogen werden (Abb. 14). Auffallende Parallelen zum Kachelmotiv bestehen im Schweif, dem langen gebogenen Hals mit der abstehenden Mähne, den vorderen Greifvogelfüssen und dem drachenartigen Kopf. Anstelle der spitzen Ohren sind ebensolche Hörner auszumachen. Aufschlussreich ist zudem die christologische Auslegung der angeblichen Lebensweise des Panthers: Nach dem Fressen soll dieser sich drei Tage zur Ruhe legen und beim Erwachen ein lautes Gebrüll von sich geben. Der dabei aus seinem Maul verströmende süsse Geruch locke von nah und fern alle Tiere heran, so wie Christus



Abb. 15: Lienhart Ysenhut, Holzschnitt aus dem Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae. Basel, um 1490.

durch seine Fleischwerdung eine Anziehungskraft auf die Menschen gehabt habe. Dieser Atem ist auf dem Wappen in Gestalt züngelnder Flammen wiedergegeben und könnte auch auf der Ofenkachel angedeutet sein.⁵⁷ Weil die Hinterfüsse bei der Wappenfigur in der Regel als Raubtierpranken gestaltet sind und sich somit eindeutig von den Hufen des Kachelmotivs unterscheiden, vermag der Vergleich jedoch nicht vollends zu überzeugen.

Ergänzend sei hier eine weitere Deutung vorgeschlagen, die heute ebenfalls durch ein korrigiertes Erscheinungsbild besetzt ist: Eine von Lienhart Ysenhut in Basel um 1490 gedruckte Illustration zum Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae, einem Werk, das mittels einer Auflistung von allerlei Wundern die jungfräuliche Geburt von Christus durch Maria nachzuweisen versucht, zeigt einen Holzschnitt mit der Erklärung «Der Salamander frisst Feuer als seine Speise» (Abb. 15). Inmitten von Flammen stehend ist darauf ein Tier mit pferdeähnlichem Rumpf und Beinansatz, langem gebogenem Hals, abstehender Mähne sowie spitzen Ohren und Zähnen zu sehen. Auffallend ist die lange reptilienbis schnabelartige Schnauze mit nach oben gestülpter Spitze, wie sie auch auf dem Kachelrelief zu bemerken ist. Leider bleiben in der Illustration die Füsse und ein allfälliger Schweif undefiniert, so dass auch in diesem Fall nicht abschliessend beurteilt werden kann, ob alle äusserlichen Merkmale mit dem Kachelmotiv übereinstimmen. Eine Deutung

⁵⁶ Glaenzer 1999, 164.

⁵⁷ Glaenzer 1999, 164.

als Feuersalamander erscheint zumindest auch inhaltlich plausibel: Der Name geht auf die seit der Antike überlieferte und im Mittelalter verbreitete Vorstellung zurück, dass ihn seine kalte Natur und die tödlich giftigen Hautsekrete dazu befähigten, Feuer auszulöschen. Ohne zu verbrennen, sollte der Salamander im Feuer leben und sich sogar von diesem ernähren können.⁵⁸ Seine Feuerresistenz wurde als Beweis für das Überleben der drei babylonischen Jünglinge im Feuerofen genommen, wie auch als Vorzeichen für dasjenige der Seelen rechtschaffener Menschen im Fegefeuer.⁵⁹ Das Element zugleich selbst verkörpernd, galt der Salamander umgekehrt auch als dazu imstande, Feuer zu entfachen und versinnbildlichte sowohl die entflammte Liebe zu Gott als auch die Wollust. Seiner angeblichen Geschlechtslosigkeit wurde es wiederum zugeschrieben, dass er paradoxerweise auch die Keuschheit symbolisieren konnte.⁶⁰ Die mehrschichtige Feuersymbolik würde ausreichen, um die besondere Beliebtheit des Salamanders als Kachelmotiv zu erklären. Reizvoll erscheint sie auch, weil sie eine theologische Umdeutung des Ofens beinhaltet und das Feuer in seiner Ambivalenz als zerstörerische und lebenspendende Kraft erfasst – eine Sichtweise, die gerade auch bei einem Kachelofen und der damit verbundenen Gefahr eines Hausbrandes nicht unpassend erscheint. Mit der geflammten Mähne und dem wild in die Luft geworfenen Schweif scheint das Kachelrelief das Tier als Inbegriff des Feuers wiederzugeben. Der gesenkte Kopf dürfte vielleicht eher auf das Fressen als auf das Speien von Feuer deuten. Eine mögliche Unterstützung findet die Interpretation als Salamander zudem durch die Beobachtung, dass das Motiv auf elsässischen Kachelausformungen teilweise von einer heraldisch stilisierten Lilie ergänzt wird, die ein Symbol für die Seelenreinheit, Unschuld und Keuschheit ist (vgl. Abb. 12,4-5).⁶¹

Grafische Erzeugnisse wie der oben genannte Holzschnitt kommen zwar aufgrund der chronologischen Abfolge nicht als Vorlage für das Kachelmotiv in Frage. Sie belegen jedoch, dass noch um 1500 Vorstellungen über den Salamander kursierten, die mit seinem wirklichen Äusseren wenig zu tun hatten. Es ist daher wahrscheinlich, dass bereits davor

entsprechende Darstellungen existierten, auf die sich die Stecher bei der Gestaltung stützen konnten.

Schliesslich kann auch der Versuch unternommen werden, die dem Fabeltier zugeordnete Sinnggebung über den Kontext zu erschliessen, also über die regelmässig damit vergesellschafteten Motive. Besonders häufig tritt es zusammen mit dem Relief eines Widders auf, aus dessen Maul ein Eichenzweig «wächst» bzw. der einen Eichenzweig frisst. Dieses Motiv ist am Kirchbühl nicht nachgewiesen, jedoch ebenfalls im Fundkomplex der ehemaligen Burg Thorberg. Eine formale Parallele, die für eine gleichzeitige Schöpfung und Verwendung beider Motive spricht, ist die Darstellung beim Fressen mit angehobenem Vorderfuss. Weil das Fell in detailreichen Ausformungen merkwürdig geschuppt erscheint, interpretieren Marti/Windler den Widder jedoch als Mischwesen und ordnen ihn zusammen mit dem mutmasslichen Salamander der Gruppe phantasievoller Geschöpfe zu, die auch die mittelalterliche Bauplastik, Buchmalerei und Kleinkunst bevölkert.⁶² Wenn an der Deutung als Salamander und somit an der Versinnbildlichung des Feuers festgehalten wird, wären in derselben Serie allenfalls auch Tiere oder Mischwesen zu erwarten, welche die restlichen Elemente repräsentieren.⁶³ Der Widder dürfte am ehesten mit der Erde zu assoziieren sein. Mit der Fische (vgl. Abb. 8,3–4) wäre in Burgdorf möglicherweise das Motiv zum Thema Wasser nachgewiesen. Offen bliebe, welche Darstellung die Serie als «Luftwesen» vervollständigt hätte, ob dies beispielsweise ein Vogel oder ein geflügelter Drache war.

3.5.3 Zwei Fische (Kat. 8 und 9)

Kacheln mit dem Motiv der Fische sind im Fundkomplex gleich in zwei verschiedenen Varianten erhalten (vgl. Abb. 8,3–4). Ein einziges Exemplar besitzt einen schmalen Stabrahmen wie die Rosettenkachel, nur etwas mehr ins Kachelblatt hinein verschoben (Abb. 16,1). Mindestens drei Exemplare werden von einer einfachen, breiten Leiste gerahmt wie Kat. 7 (Abb. 16,2). Die Vermutung liegt daher nahe, dass das Motiv Teil derselben

58 Mariño Ferro 1996, 372–374. Mariño Ferro verweist unter anderem auf das realenzyklopädische Werk *Etymologiae* des spätantiken Kirchenvater Isidorus (6./7. Jh.), auf das *Liber monstrorum de diversis generibus* (6./7. Jh.) und auf das *Bestiar* von Pierre de Beauvais (um 1218).

59 LCI 4/Salamander 1994, Sp. 11–12. Mariño Ferro 1996, 372. Seel 1960, 28.

60 LCI 4/Salamander 1994, Sp. 11. Mariño Ferro 1996, 373.

61 LCI 3/Lilie 1994, Sp. 100.

62 Marti/Windler 1988, 80.

63 Diese Überlegung basiert auf der Annahme, dass bereits im 14. Jh. inhaltlich aufeinander abgestimmte Motivgruppen geschaffen wurden. Die Blattkacheln mit aufeinander Bezug nehmenden tjustenden Ritzern aus der Gestelnburg VS können als Beispiel dafür genannt werden: Keck 1995, 53 Abb. 3–4.

Serie war oder zumindest im gleichen Zug hergestellt und am selben Ofen verwendet wurde. Die Kombination beider Motive erlaubt den im Kontext der Salamanderkachel favorisierten Deutungsansatz der vier Elemente weiter zu verfolgen. Als Bewohnerin des Meeres könnte die Fische sirene das Wasser verkörpert haben. In den Auslegungen der Kirchenväter – und auf diese zurückgreifend auch im Physiologus – erfährt die Fische sirene in Anlehnung an die entsprechende Episode in Homers Odyssee allerdings eine Interpretation als Dirne, welche die Menschen mit ihrem süßen Gesang zur Lust verführt.⁶⁴ Selbst nach dieser im Mittelalter vorherrschenden Vorstellung liesse sich der Salamander – diesmal als Symbol der Keuschheit – der Fische sirene gegenüberstellen.

Konträr dazu steht die Interpretation, die sich möglicherweise über Kachelfunde an Ort des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Selnau bei Zürich und über das vom Zisterzienserkloster in Wettingen geführte Wappen erschliesst (Abb. 17). Schnyder deutet die gekrönte Fische sirene oder eben Meerjungfrau in diesem Kontext als Maria, die «als Beschützerin vor den Gefahren der Meer- und Lebensfahrt» auftritt.⁶⁵ Die Gründung des Klosters Wettingen im Jahr 1227 geht laut Legende nämlich auf ein eingelöstes Versprechen von Freiherr Heinrich II. von Rapperswil zurück, der auf einem Kreuzzug ins Heilige Land in Seenot geraten war und die Gottesmutter um Hilfe gebeten hatte. Der ihm nach der Errettung als Zeichen erschienene Meerstern soll sich namensgebend auf die Ordensniederlassung «maris stella» in Wettingen ausgewirkt haben. «Maris stella» war im 13. Jahrhundert ein traditionelles Sinnbild für Maria. Aufschlussreich ist, dass bereits Bernhard von Clairvaux das Bild der Meerfahrt benützte, um vor den «Stürmen der Versuchung», den «Klippen der Trübsal», den «Wogen der Hoffart, der Ehrsucht und der Eifersucht» zu warnen und auf die verdienstvolle Maria als leuchtenden Stern verwies.⁶⁶ Es stellt sich daher die Frage, ob im Wappen tatsächlich zwei verschiedene Symbole für Maria aufgeführt sind oder ob es sich nicht eher um eine Gegenüberstellung handelt: unten die Versuchung, Hoffahrt und Ehrsucht in Gestalt einer gekrönten Fische sirene,⁶⁷ darüber die vor Reinheit glänzende Gottesmutter als



Abb. 16: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Blattkachelfragmente mit dem Motiv einer gekrönten Fische sirene. 1 Kat. 9 mit schmalen Stabrahmen, 2 Kat. 8 mit breitem Leistenrahmen. Scherben und Glasur sind teilweise vom Schadensfeuer schwarz verbrannt, das Relief ist an der Oberfläche undeutlich geworden, da aufgequollen. M. 1:3.

Abb. 17: Wettingen AG, Zisterzienserkloster. Wappentafel an der Nordfassade des Neuen Mönchsaaes, 1599.



64 LCI 4/Sirenen 1994, Sp. 169. Mariño Ferro 1996, 330–331.

65 Schnyder 1992, 10. Kacheln mit dem Motiv der Fische sirene wurden auch 1893 beim Bau der Fraumünsterpost geborgen und von Schnyder mit der von 1357–1376 hier betriebenen Hafnerwerkstatt von Meister Konrad in Verbindung gebracht.

66 KDM AG 8 1998, 2–3; 9.

67 Um auf deren Schönheit zu verweisen, wird die Fische sirene teilweise mit einem Kamm oder Spiegel in der Hand abgebildet. Dieses Attribut könnte vielleicht auch negativ als Ausdruck der Eitelkeit verstanden worden sein und hier durch ein anderes Laster wie dasjenige der Hoffahrt oder Ehrsucht ersetzt worden sein. Vgl. LCI 4/Sirenen 1994, Sp. 169.

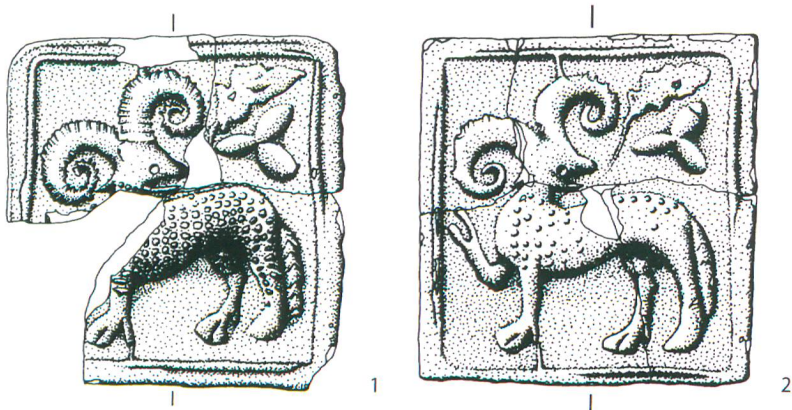


Abb. 18: Cressier NE. Blattkacheln mit Widdermotiv. Zur Ausformung wurde ein unterschiedlich stark abgenutzter Model verwendet. Masse: 13,9 × 13,5 cm und 13,9 × 13,4 cm.

wegweisender Stern, an dem sich der Gläubige orientieren soll. Einerseits erscheint es merkwürdig, wenn die Fischsirene ausgerechnet im Kontext der hier verwendeten Lebensmetapher nicht in ihrer allgemeingültigen und an dieser Stelle sogar besonders passenden Sinngebung dargestellt worden wäre. Andererseits muss eingeräumt werden, dass eine Interpretation der Bekrönung als Lilienkrone zusätzlich für eine Darstellung der Maria sprechen würde.⁶⁸ Möglicherweise sind hier zwei gegensätzliche Figuren zu einem einzigen Sinnbild verschmolzen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man das Motiv auf einer religiösen Ebene im Sinne einer Anspielung auf die Versuchungen und Tücken des Lebens liest, denen es mit Hilfe des Glaubens zu widerstehen und zu trotzen gilt.

Auch die Burgdorfer Fischsirenen tragen Kronen auf ihren Häuptern, die allerdings nicht eindeutig als Lilienkronen auszumachen sind. Wie auf dem Wappen des Wettiniger Klosters halten sie links und rechts je ein Ende ihres doppelten Fischschwanzes in den Händen, der vermutlich in Gestalt von zwei vollständigen Fischen zu ergänzen wäre. Jedenfalls ist diese Darstellungsweise auf Kacheln des 14. Jahrhunderts mehrfach belegt, und sie zeichnet sich in Ansätzen auch auf

einem fragmentarisch erhaltenen Kachelmotiv aus der Stadt Bern ab, das vermutlich sogar mit Kat. 9 identisch ist.⁶⁹ In der Gestaltung wirkt Kat. 8 (vgl. Abb. 8,3) gegenüber Kat. 9 (vgl. Abb. 8,4) etwas gröber und unbeholfen, was nicht nur der sekundären Feuerwirkung und daher blasig aufgequollenen Oberfläche angelastet werden kann. Stark vereinfacht und lediglich durch Einkerbungen strukturiert sind die Schwanzflossen wiedergegeben, nach welchen die wie Holzstecken ohne Gelenke empor gestreckten Arme greifen. Der Kopf lässt noch schwach Züge und kugelige Haarlocken erkennen, wie sie in stilistisch ähnlicher Form von den Köpfchen der Steckpfropfen her bekannt sind.⁷⁰ Die runden Erhebungen auf Ohrenhöhe der Fischsirene von Kat. 9 sind wohl als knotenartige Haartracht zu interpretieren. Das Relief nutzt kugelige Elemente auch zur Verzierung der Krone und des Kleides, wo sich auf der Brust ein auf die Spitze gestelltes Quadrat aus erhabenen Punkten befindet. Unterhalb der Fischflosse, die hier in zwei geschwungenen Enden ausläuft, sind neben schuppenartigen Erhebungen wie auf Kat. 8 zusätzlich sogar die einzelnen Finger zu erkennen.⁷¹

Dass das Motiv im vorliegenden Komplex gleich in zwei verschiedenen Varianten in Erscheinung tritt, ist vermutlich am ehesten damit zu erklären, dass zum Zeitpunkt einer späteren Reparatur oder Vergrößerung des Kachelofens der alte Model nicht mehr zur Hand war und deshalb auf einen neuen ausgewichen werden musste. Die Zusammensetzung der Magerung bestätigt jedenfalls, dass die Kachel aus einem anderen Töpferthon gefertigt wurde. Natürlich ist auch das Vorhandensein eines zweiten Ofens mit leicht variierten Motivauswahl nicht auszuschließen. Anhand des bescheidenen Umfangs an ofenkeramischem Fundmaterial wäre aber eine solche Annahme völlig spekulativ. Eine ähnliche Situation ist aus Cressier NE bekannt. Dort wurden von zwei Motiven jeweils zusätzlich Ausformungen gefunden, die mittels stark abgenutzter und überarbeiteter Negative gepresst worden waren (Abb. 18,1–2).⁷² Da für den daraus gebauten Ofen eine Betriebsdauer von bis zu 125 Jahren errechnet wurde,⁷³ erscheint es nachvollziehbar, dass im Laufe der

68 LCI 3/Lilie 1994, Sp. 102.

69 Vgl. Roth Kaufmann et al. 1994, 125 Kat. 64. Der über Funde aus der Münsterplattform (1986) und dem Kornhausplatz (1879) in Bern sowie von der Grasburg bei Wahlern erhaltene Ausschnitt mit Rumpf liesse sich gut mit dem aus Burgdorf überlieferten Fragment kombinieren. Der gürtelartige Übergang zum doppelten Fischschwanz ist ähnlich gestaltet wie die Krone auf dem Haupt. Ähnliche Vergleichsbeispiele sind vom Fischmarkt in Basel und vom Martinsplatz in Chur bekannt. Tauber 1980, Abb. 106,6. Janosa 1997, Abb. 8,1.

70 Vgl. den ins 14. Jh. datierten und grün glasierten Steckpfropfen mit modelgepresstem Gesicht vom Stadtplatz in Aarberg. Roth Kaufmann et al. 1994, 191 Abb. 34.

71 Während das Motiv von BE 64 vermutlich mit demjenigen von Kat. 9 identisch ist, liegt mit dem Relief der Fischsirene auf BE 65 eine weitere Variante vor. Vgl. Roth Kaufmann et al. 1994, 125 Kat. 64; 126 Kat. 65.

72 Glaenzler 1999, 161–162. In der Grösse sind die verschiedenen Ausformungen identisch, weshalb ein Abdruckverfahren ausgeschlossen werden kann.

73 Glaenzler 1999, 176.

Benutzung schadhafte Kacheln ausgewechselt werden mussten oder andere Änderungen, wie zum Beispiel ein Anbau, vorgenommen worden waren. Dass die benötigten Model nicht mehr in der gleichen Qualität vorhanden waren, erscheint ebenfalls plausibel, zumal sich im Laufe einer solch langen Zeitspanne mehrere Generationen von Hafnern abgelöst haben mussten.

3.5.4 Zwei Löwen? (Kat. 10 und 11)

Bei den Kachelmotiven Kat. 10 und 11 (vgl. Abb. 8,5–6) scheint es sich auf den ersten Blick in beiden Fällen um Löwen zu handeln (Abb. 19 und 20). Liegt hier also ebenfalls ein Motiv mit seinem späteren Stellvertreter vor? Die Tatsache, dass alle Kacheln aus einheitlichem Material gefertigt sind und die Motive in gleicher Weise von einer dünnen erhabenen Linie umrandet werden, darf vielleicht als Hinweis darauf gewertet werden, dass beide gleichzeitig zum Komplex hinzugekommen sind.⁷⁴ Ein weiterer Grund für diese Annahme ist, dass die Heraldik die Motive unterschiedlich liest: So wird der Löwe, der schreitend beide Augen und Ohren dem Betrachter zugewandt hat und den Schwanz mit nach aussen gerichtetem Ende bis über den Rücken hochgezogen hat (vgl. Abb. 20), auch als Leopard bezeichnet. Beim streng in Seitenansicht dargestellten Typ (vgl. Abb. 19) handelt es sich dagegen zweifelsfrei um einen Löwen.⁷⁵ Während der für seinen Mut und seine Kraft gerühmte und daher in der Heraldik besonders beliebte Löwe je nach Kontext auch als christologisches Sinnbild oder Teufel verstanden werden kann, ist zum Leopard keine theologische Ausdeutung überliefert. Da die zwei zusammen auftreten, scheint aber die heraldische Komponente wichtiger zu sein und eine religiöse Deutung des Löwen weniger im Vordergrund zu stehen.

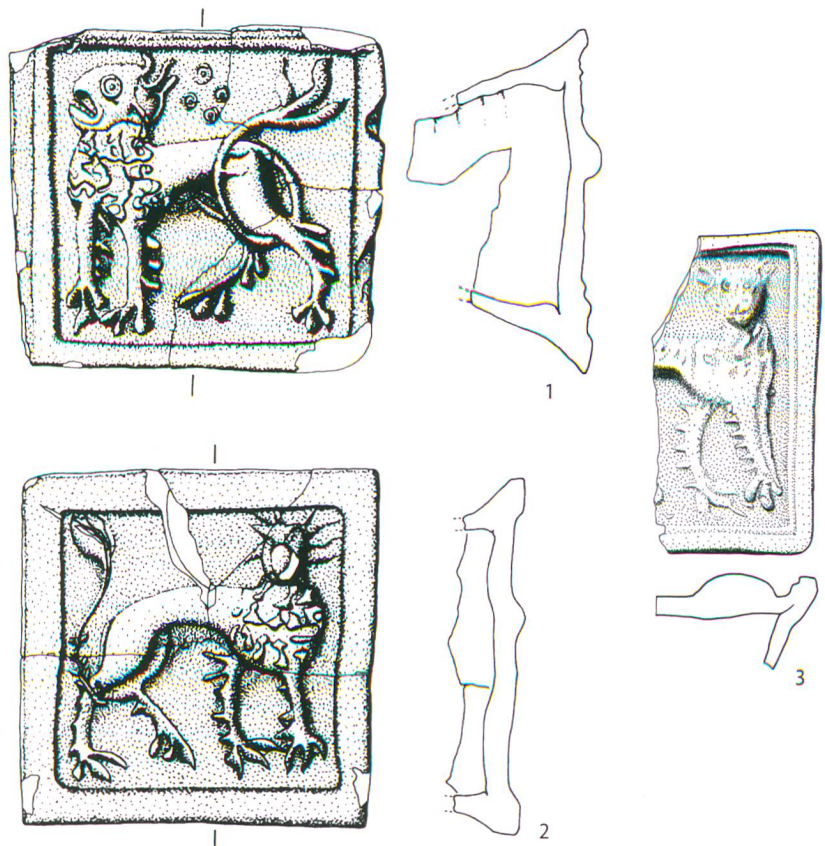
Beide Motive treten auch im bereits erwähnten Fundkomplex von Cressier NE auf, allerdings haben die Ausformungen, wie die kleineren



Abb. 19: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Fragmente der Blattkachel Kat. 10 mit Löwe (in Seitenansicht) und schmalem Stabrahmen. M. 1:3



Abb. 20: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Fragmente der Blattkachel Kat. 11. Das Motiv des Löwen mit zugewandtem Kopf wird in der Heraldik als Leopard interpretiert. M. 1:3



⁷⁴ Auch wenn angenommen werden muss, dass schmale Rahmen noch üblich waren, als bereits abgeformte Motive mit breiterem Rahmen im Umlauf waren.

⁷⁵ Glaenzler 1999, 164.

Abb. 21: Motivverwandte Vergleichsbeispiele zu Kat. 10 und Kat. 11 in undeutlicher, verformter Reliefqualität mit Löwen- und Leopardendmotiv. 1 und 2 Cressier NE, Masse: 13,3 × 14,4 cm und 13,9 × 14,3 cm. 3 Krauchthal, Thorberg, Masse: 12,9 × 7 cm.

Masse und die undeutlichen Reliefs nahe legen, bereits einen zusätzlichen Kopiergang hinter sich und sind mit breiteren Rahmen versehen (Abb. 21,1–2). Der Leopard ist in einer noch kleineren Ausführung mit abgetrepptem Rahmen von der Burg Thorberg erhalten (Abb. 21,3).

3.5.5 Die Kachelfragmente mit Masswerk bzw. Blendwerk (Kat. 12, 13 und 14)

Wie bereits im Zusammenhang mit der Herstellung der Ofenkacheln festgestellt wurde, kann aufgrund des zapfenartigen Abschlusses bei Kat. 14 (Abb. 22,1) vermutlich auf eine Kranzkachel geschlossen werden. Ob die Kachelblattfragmente mit Stab und Blendwerk Kat. 12 und 13 (Abb. 22,2–3) sowie ein stumpf abgewinkeltes Randstück dazugehört haben, muss offen bleiben. Gegebenenfalls hätte man sich wohl eine fünfeckige Blattkachel vorzustellen, die nicht nur im Rahmen der Form eines Wimpergs nachgebildet war, sondern auch eine architektonische Binnengliederung beinhaltete. Gleichartige vollplastische, kegelförmige Abschlüsse sind aus anderen Fundkomplexen bisher nicht bekannt. Als flaches Relief ausgebildet findet sich jedoch eine Parallele bei Kranzkacheln der Burg Alt-Rapperswil aus Altendorf (Abb. 23,1).⁷⁶ Interessant ist, dass einigen dieser Kacheln ein vollplastischer Kopf auf die Spitze des Kachelblatts gesetzt wurde. Diese Gruppe macht also einerseits von derselben stilisierten Form der Kreuzblume Gebrauch und kennt andererseits bereits vollplastische Aufsätze, auch wenn diese Elemente hier noch nicht kombiniert werden. Werden die in die Mitte oder zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datierten dreieckigen Kranzkacheln aus Aarberg und Cressier (Abb. 23,2–3) mit ihren flachen Abschlussgesichtern zum Vergleich herangezogen, erscheint eine Datierung in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, wie sie von Tauber für die Kacheln von Alt-Rapperswil vorgeschlagen wurde, etwas früh.⁷⁷ Umgekehrt befindet sich im Kachelkomplex der Burggrüne Gestelnburg, der von Keck zwischen 1330 und 1350 datiert wird, bereits eine Kranzkachel mit gotischer Architekturgliederung und verhältnismässig aufwändigem vollplasti-

chem Blattkelchabschluss (Abb. 23,4).⁷⁸ Eine Zeitstellung ab dem 2. Viertel oder mittleren 14. Jahrhundert könnte daher zutreffen.

3.5.6 Zur Aussagekraft von Rahmen

In ihrem Überblick über das bernische Kachelmaterial hat Eva Roth Kaufmann die Relevanz der Rahmenform innerhalb der gesamten Entwicklung der Ofenkachel hervorgehoben und exemplarisch dargelegt. Die sich wandelnde Auffassung der Kachel – von der einfachen Bildfläche über das plastisch differenzierte Kunstwerk mit einer in die Gestaltung einbezogenen Umrandung bis zum Ausschnitt eines architektonischen Gefüges oder dekorativen Rapportmusters – wirkte sich immer auch auf die Präsenz und Bedeutung des Rahmens aus. Dieser kann daher bei der chronologischen Einordnung der Kachel als Hilfsmittel dienen.

Grob skizziert ist im hier angesprochenen Zeitabschnitt ein Übergang vom schmalen, einfachen Leisten- oder Stabrand des mittleren 14. Jahrhunderts zum breiteren und abgetreppten Leistenrand der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts festzustellen. Das Verständnis des Rahmens war am Anfang mehr dasjenige einer Begrenzung und weniger das eines eigenständigen Gestaltungselements. Dies äussert sich darin, dass er als Linie häufig nicht direkt am Kachelblattrand entlang führt, sondern einige Millimeter daneben das für das Motiv vorgesehene Bildfeld einfasst. Das Reliefbild selber ragt denn auch bei diesen frühen Kacheln in der Höhe wesentlich über den nebensächlichen Rahmen hinaus.⁷⁹

Genau diese linienartige Form liegt bei vier von mindestens sieben Blattkachelmotiven vor: schmale Stabrahen finden sich auf Kat. 6, 9, 10 und 11 (vgl. Abb. 8,1,4–6). Diese typologisch ältere Rahmenform weist entweder auf ein entsprechendes Alter der gefertigten Kachel oder auch nur auf die relative Unverfälschtheit des Motivs durch Kopierverfahren. Das heisst, die Ausformung der Kachel entspricht eher einer frühen oder sogar der ersten «Auflage» eines Kachelmotivs mit Originalmodell oder einer nahen Abformung,

76 Vgl. Tauber 1980, 214; 217 Abb. 157,39 und 40. Eine sehr ähnliche Kranzkachel liegt zudem von der Frohburg bei Trimbach (SO) vor, vgl. Tauber 1980, 250 Abb. 188,222.

77 Vgl. z. B. Roth Heege 2004, 241 Kat. 95; 242 Kat. 99. Auch im Fundkomplex von Aarberg befinden sich drei- und fünfeckige Kranzkacheln mit gotisch gegliedertem Kachelblatt: Roth Heege 2004, 243 Kat. 108 und 109. Allerdings sind keine Abschlüsse dazu überliefert. Glaenger 1999, 174 Kat. 29.

78 Vgl. Keck 1995, 52; 56 Abb. 14. Keck 1993, 328 Abb. 24.

79 Vgl. die Querschnitte der verschiedenen Blattkacheln in Abb. 8.



Abb. 22: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Fragmente einer (?) mutmasslich architektonisch gestalteten Kranzkachel. 1 Kegelförmiger, vollplastisch gedrehter Abschluss mit glasierter Vorderseite Kat. 14. 2 Eckstück einer Blattkachel mit Blindwerk (?) Kat. 12. 3 Fragment eines mit Blindwerk verzierten Kachelblattes Kat. 13. M. 1:3

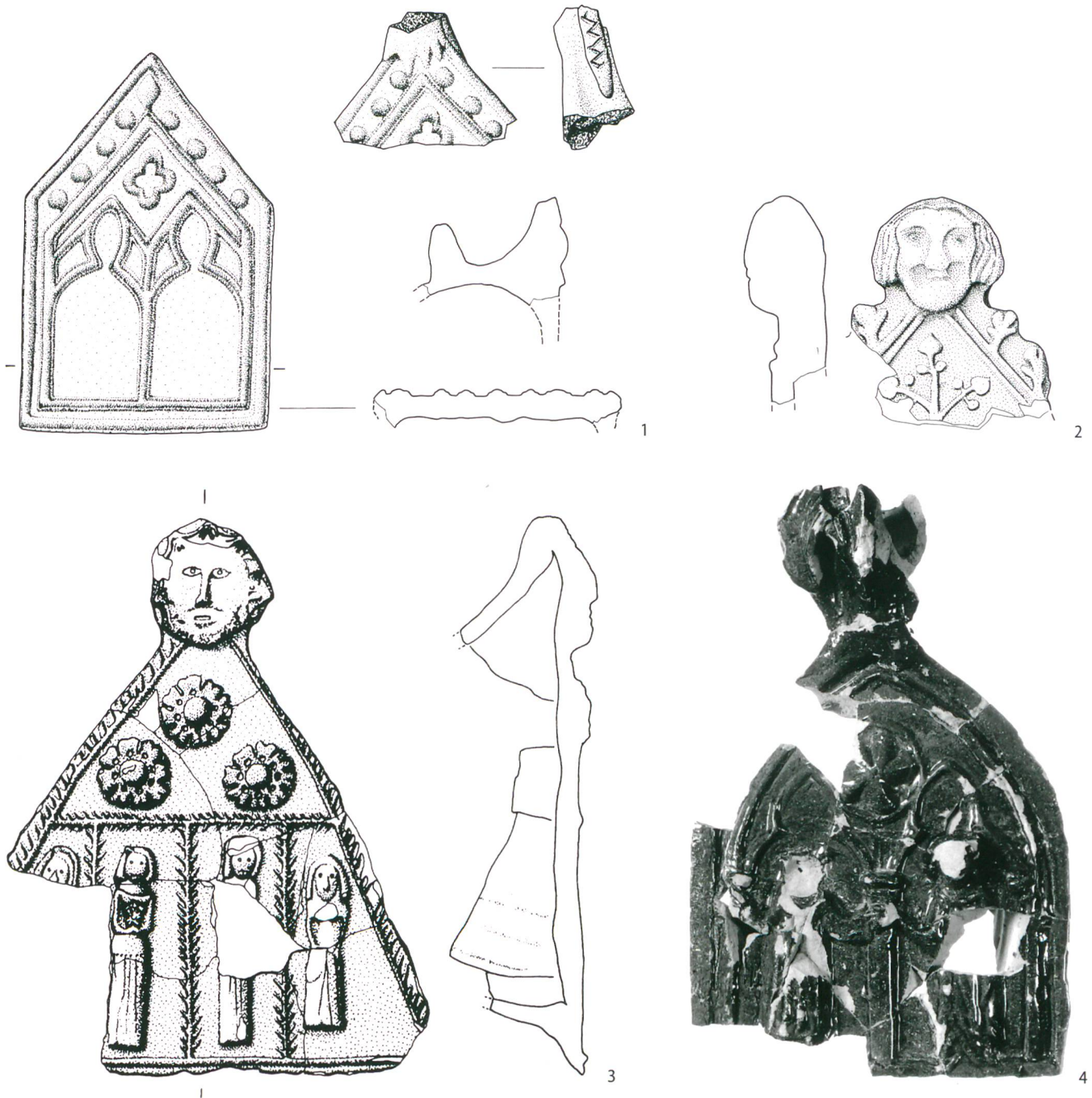


Abb. 23: Vergleichsbeispiele von Kranzkacheln zu Kat. 12–14. 1 Altendorf SZ, Alt-Rapperswil, mit ähnlich stilisierter Kreuzblume und kugelförmigen Krabben, einige Exemplare mit aufgesetztem vollplastischem Kopf, 1. Hälfte oder Mitte 14. Jahrhundert, H. 21 cm. 2 Aarberg, Stadtplatz, mit feingliedrig stilisierten Krabben und einem flachen Gesicht als oberem Abschluss, 14. Jahrhundert, H. Fragment: 5,7 cm. 3 Cressier NE, dreieckige Kranzkachel mit dünner tannenastartiger Umrandung und Binnengliederung sowie flachem Gesicht als oberem Abschluss, Masse: 27,2 cm × 19,2 cm. 4 Niedergesteln VS, Gestelnburg, spitzbogige Kranzkachel mit vollplastischer Blattkelchbekrönung, Masse: 29 × 18–19 cm. M. 1:3

was wiederum eher für die stilistische Aktualität des Bildmotivs inkl. Rahmen zum Zeitpunkt der Herstellung spricht. Andersherum formuliert: die Kachel wurde tendenziell näher zu dem Zeitpunkt hergestellt, zu dem auch das Motiv neu geschaffen wurde.

Auch die breiteren flachen Leistenrahmen von Kat. 7 und 8 oder 12 (vgl. Abb. 8,2–3 und 7) sind einfache Rahmen, im Querschnitt treten sie jedoch bereits deutlich stärker hervor und übertreffen das Reliefbild mehrheitlich in der Höhe. Ihre Funktion geht daher über diejenige einer Umrisslinie hinaus und hebt den Kachelblattrand als Abschluss hervor. Wenn die oben beschriebene Entwicklung allgemeine Gültigkeit hätte, würden Kacheln, die einen solchen Rahmen aufweisen, einer späteren Entwicklungsstufe angehören. Dies muss sich aber nur auf den Rahmen und auf den Zeitpunkt der Herstellung beziehen und nicht auf das Motiv selber. Im Gegenteil: falls der breite Rahmen auf ein Abdruckverfahren zurückzuführen ist,⁸⁰ spricht dies für eine längere Gebrauchsphase des Motivs und somit für seine stilistische Veraltung. Somit könnte das Bildmotiv selber – jedoch nicht der Rahmen – auch gleich alt oder sogar älter sein als eines mit schmalen Rahmen. Die Kachel wurde also eher weiter entfernt vom Zeitpunkt hergestellt, zu dem das Motiv neu geschaffen wurde.

Was heisst das in Bezug auf die Burgdorfer Kacheln? Falls beispielsweise die Blattkachel mit Fischsirene und breitem Rand gleichzeitig hergestellt wurde wie diejenige mit schmalen Rand, würde dies möglicherweise bedeuten, dass das Motiv Kat. 8 schon länger produziert wurde als Kat. 9, denn sie wurde vermutlich

nicht mit einem Model der ersten Generation gepresst, sondern mit einem bereits zwei mal abgeformten.⁸¹ Diese Annahme würde mit der Beobachtung übereinstimmen, dass die Umsetzung der Fischsirene Kat. 8 stilistisch älter erscheint als die von Kat. 9. Für eine gleichzeitige Herstellung der stilistisch älteren und jüngeren Bildvariante für denselben Besitzer oder sogar Ofen lassen sich aber kaum plausible Gründe finden.

Falls die Kachel mit dem Motiv Kat. 8 vor derjenigen mit Kat. 9 hergestellt worden wäre, würde dies darauf hindeuten, dass auch noch zu einer Zeit, als sich die breiteren und höheren Rahmen bereits langsam verbreiteten, Kachelmotive mit schmalen Rahmen entworfen oder zumindest hergestellt wurden. Dies würde die These stützen, dass die Verbreiterung des Rahmens anfänglich aus rein praktischen Gründen erfolgte und die Möglichkeit der aktiven Rahmengestaltung erst später erkannt und genutzt wurde.

Bei einer umgekehrten Reihenfolge der Herstellung wäre darauf zu schliessen, dass trotz existierender stilistisch aktueller Kachelmotive auch noch ältere Umsetzungen produziert wurden. Ausser unter der Berücksichtigung des unwahrscheinlichen Falles, dass der neuere Model bereits nicht mehr zur Hand war, der ältere hingegen schon, erscheint dies eher weniger überzeugend.

Zusammenfassend kann man also festhalten, dass das Motiv Kat. 8, obwohl die Rahmengestaltung quasi die typologischen Tendenzen vorwegnimmt, vermutlich auch wegen der stilistischen Gestaltung des Bildmotivs selber älter datiert werden darf. Kat. 9 könnte relativ kurz darauf als Ersatz bei einer Reparatur zum Komplex hinzugekommen sein. Davon ist nun aber nicht zwingend abzuleiten, dass sämtliche Kacheln mit schmalen Leistenrahmen sekundäre Ergänzungen sind. Dagegen spricht auch die Einheitlichkeit der verarbeiteten keramischen Masse. Eher ist – wie bereits angedeutet wurde – davon auszugehen, dass Kachelmodel unterschiedlicher Herkunft und Urheberschaft vorlagen: Neben selbst gefertigten waren dies abgeformte und zugekaufte. Dass verschiedene Rahmenformen parallel in

80 Ich halte es für wahrscheinlich, dass sich die breiteren Rahmen über praktische Zwänge einbürgerten, dass also durch das übliche Abdruckverfahren mehr und mehr Model mit breiteren Rahmen in Umlauf gerieten. Die Frage ist, wie lange noch Kachelmotive mit dünnem Stabrahmen geschaffen wurden. Vermutlich haben diese Formen über eine gewisse Zeit parallel nebeneinander existiert. Bei den Kachelfunden aus Cressier NE ist zu beobachten, dass ganz verschiedene Generationen von Ausformungen vorliegen: Das Platzverhältnis zwischen Rahmen und eigentlichem Motiv variiert stark. Motive, die in Bern mit umrissartigem Rand vorliegen, finden sich hier – in viel ungenauem Relief – mit einem breiten Leistenrahmen, während das Bildmotiv selber einen kleineren Massstab aufweist, vgl. z. B. die Burgdorfer Blattkachel mit Löwe Kat. 11 mit der unter Kat. 13 katalogisierten Kachel von Cressier, Glaenzler 1999, 170–173 Kat. 7–27; v. a. 171 Kat. 13.

81 Diese Annahme beruht auf den analogen Schlüssen in Bezug auf die Blattkachel mit Fabeltier Kat. 7, vgl. weiter oben im Abschnitt zu Kat. 7. Diese theoretischen Überlegungen sind jedoch nicht absolut zu verstehen, sondern als Versuch, Tendenzen zu formulieren.

Gebrauch waren, war dadurch kaum zu vermeiden. Obwohl im 14. Jahrhundert bereits auch serienartige Motivensembles geschaffen wurden,⁸² verbreiteten sich geschlossene Konzepte mit einheitlichem Rahmensystem vor allem ab dem 15. Jahrhundert, als Ecklösungen, Gesimse und Abschlüsse aus keramischen Bauteilen hergestellt wurden und den Ofenkörper lückenlos definierten. Weil die Anordnung der Kacheln an Öfen des 14. Jahrhunderts noch lockerer war,⁸³ empfand man es vermutlich auch als weniger störend, wenn Erzeugnisse mit unterschiedlichem Rahmen zusammengeführt wurden. Daneben kann beobachtet werden, dass bestehende Rahmen bei der Anpassung verschiedener Kachelformate auch ganz einfach weggelassen oder entfernt wurden (vgl. Abb. 12,6).

4. Rückschlüsse auf das Aussehen des Kachelofens

In Winterthur lässt sich anhand der Fundkomplexe aus der Metzggasse, der Obergasse 4 und der Tösstalstrasse 7 die Abfolge in der Verwendung der verschiedenen Kacheltypen neben- und nacheinander am Ofen nachvollziehen. Während am Ofen in der Metzggasse um 1200 ausschliesslich Becherkacheln in die Ofenwand gesetzt wurden, finden sich am Ofen der Obergasse 4 in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts bereits Pilzkacheln mit diesen kombiniert. Ein Komplex der Tösstalstrasse 7 aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts vereint schliesslich sechs Kacheltypen: Becher- und Napfkacheln, die in der Schweiz selten belegten Kacheln mit viereckiger Mündung (Schüsselkacheln), Pilzkacheln und zusammengesetzte Kacheln mit modelgepresstem, reliefiertem Kachelblatt (Blatt- und Nischenkacheln).⁸⁴ Zwar ist einschränkend anzumerken, dass die Befunde im letzten Fall nicht eindeutig darauf schliessen lassen, dass es sich um die Überreste eines einzigen Ofens handelt. Dass im mittleren 14. Jahrhundert Kacheln mit runder Schauseite wie Teller- oder Napfkacheln neben solchen mit rechteckiger Form wie zum Beispiel Blatt- oder Schüsselkacheln am selben Ofen verbaut wurden, konnte jedoch für Aarberg mittels entsprechender Abdrücke in verzierten Ofenlehmfragmenten nachgewiesen werden.⁸⁵

Formal spricht also nichts gegen eine gemeinsame Verwendung aller gefundenen Kacheln vom Kirchbühl am selben Ofen. Während für die Napf- und Tellerkacheln aus typologischer Sicht bereits eine Herstellung um 1320/30 in Erwägung gezogen werden kann, sind die Blattkacheln aufgrund der Motive stilistisch eher gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts einzuordnen. Vorstellbar wäre daher, dass um 1340/50 beim Setzen eines neuen Ofens aus reliefierten Blattkacheln auch Napf- und Tellerkacheln eines vorhergehenden älteren Ofenkörpers wiederverwendet wurden. Nicht alle wurden jedoch für die oberflächliche Gestaltung eingesetzt: Nur Kat. 1 weist sowohl aussen wie auch innen Russflecken auf. Merkwürdigerweise sind die Napfkacheln Kat. 2–3 ausschliesslich auf der Innenfläche russgeschwärzt, so dass viel eher an eine Einbeziehung als Konstruktionselement gedacht werden muss.⁸⁶ Offenbar wurden sie dabei mit der Öffnung zum Feuer, in die Ofenwand eingebaut.⁸⁷ Wird zudem den unterschiedlichen verarbeiteten Tonqualitäten Rechnung getragen, sind die typologisch früh datierten Napfkachelntypen Kat. 1 und 3 sowie die Tellerkacheln zeitlich eher bei den Blattkacheln anzusiedeln. Der Vorgang könnte deshalb wie folgt ausgesehen haben: Die gedungenen Napfkacheln Kat. 2 aus feinem gemagertem Ton wurden beim Abbruch eines älteren Ofens beiseite gelegt und für die Konstruktion des neuen Heizkörpers übernommen.⁸⁸ Weil für den geplanten Einsatz nicht genügend Exemplare vorhanden waren, fertigte der Hafner neben den Blattkacheln zusätzliche Napfkacheln, die folglich dieselbe Scherbenzusammensetzung aufwiesen wie die

82 Z. B. die Ofenkacheln vom Churer Martinsplatz, vgl. Janosa 1997.

83 Anhaltspunkte zum Aussehen von Kachelöfen des 14. Jahrhunderts liefern beispielsweise die in Aarberg geborgenen Ofenlehmreste. Zwischen den Blattkacheln konnte ein Abstand von 0,8 bis 1 cm ermittelt werden, zu den Ecken jedoch eine Entfernung von 3,5 bis 6,5 cm: Roth Heege 2004, 204.

84 Matter 2000, 194 und 205.

85 Roth Heege 2004, 204. Gerade bei Fundkomplexen aus Brandschuttstschichten tragen verzierte Ofenlehmreste massgebend zur Ofenrekonstruktion bei, vgl. weiter unten.

86 Vom vierten Napfkacheltyp ist nur eine Randscherbe erhalten, die diesbezüglich keine Aussage zulässt.

87 Dies könnte mit ein Grund für die wenig ausladende, eher zylindrische Form der nachgefertigten Napfkacheln Kat. 1 und 3 sein.

88 Die ältere Datierung ist folgendermassen zu rechtfertigen: Die Napfform von Kat. 2 ist zwar ausgeprägter, die Kachel ist jedoch insgesamt kleiner, die Randformen sind tendenziell mehr horizontal als schräg abgestrichen und die Verdickung ist innenseitig noch nicht als abgesetzter Wulst ausgebildet, wie es bei Kat. 1 und 3 zum Teil gemäss der allgemeinen typologischen Entwicklung beobachtet werden kann.

neuen Teller- und Blattkacheln. Da sie in der beabsichtigten Verwendung von aussen am Ofen nicht sichtbar waren, erübrigte sich eine Glasur und es konnten auch misslungene, zerdrückte Exemplare wie die unter Kat. 1 katalogisierte Napfkachel einbezogen werden. In einer späteren Phase kam im Zuge von Reparatur- oder Erweiterungsarbeiten die nur einzeln überlieferte, im Scherben gleichmässig mit Kalk gemagerte Blattkachel Kat. 9 zum Kachelkomplex.

Aufgrund der Informationen, die über das Spektrum der vorhandenen Kacheln sowie über deren Verwendungsweise vorliegen, kann am ehesten auf einen Ofen geschlossen werden, wie er von Eva Roth Heege anhand der Ofenkeramik und -lehmfunde vom Stadt-

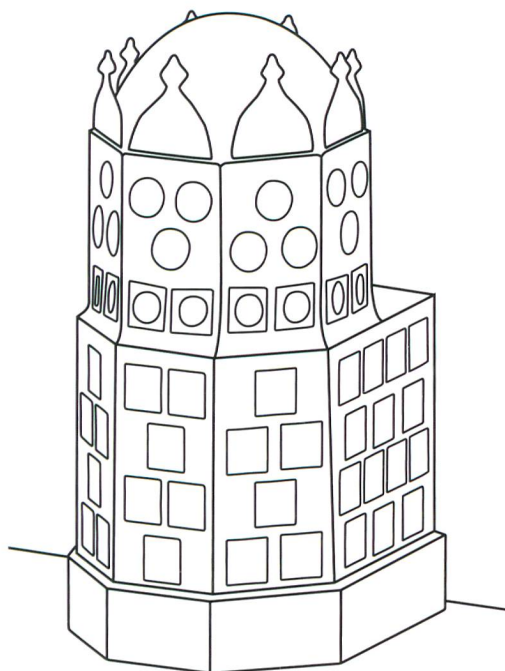
platz in Aarberg rekonstruiert worden ist.⁸⁹ Ein Merkmal, das auf den Burgdorfer Ofen ebenfalls zutreffen dürfte, ist die Kranzkachelreihe in Kombination mit einer sich dahinter wölbenden Kuppel als oberem Abschluss (Abb. 24). Da letztere hinter der Bekrönung optisch zurücktrat, war es nicht notwendig, sie mit sichtbaren Napf- oder Tellerkacheln zu schmücken. Diese hatten somit lediglich Konstruktionszwecke zu erfüllen.⁹⁰ Ob die Blatt- und Tellerkacheln an Turm und Unterbau gemischt angeordnet waren und ob es sich um einen kubischen Feuerungskasten mit rundem Oberbau, um einen vollständig auf rundem Grundriss gebauten oder um einen polygonalen Ofenkörper handelte, kann im übrigen nicht bestimmt werden. In Anlehnung an die Fundkomplexe in Aarberg, in welchen stumpfwinklige Eckfragmente aus Ofenlehm enthalten sind, wurde auch für die vorliegende Rekonstruktionsskizze eine polygonale Grundform gewählt.

An zusätzlichen kombinierbaren keramischen Bauelementen, die jedoch im Fundmaterial nicht enthalten sind, wären Steckpfropfen, ein Ofenaufsatz und allenfalls Gesimskacheln zu nennen. Abdeckplatten fehlen aus chronologischen Gründen. So können beispielsweise die Ofenrekonstruktionen vom Aarberger Stadtplatz weitgehend darauf verzichten, weil der Turm sowohl den Grundriss als auch die Ausdehnung des Unterbaus in der Breite und Länge annähernd übernimmt.⁹¹

5. Zusammenfassung

Der bearbeitete Komplex umfasst aufgrund materialspezifischer, typologischer und stilistischer Unterschiede ofenkeramische Erzeugnisse aus vermutlich drei Zeitphasen: Die Napfkacheln Kat. 2 und vielleicht auch das Fragment Kat. 4 stammen möglicherweise von einem abgebrochenen Ofen aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, während die Exemplare des ersten und dritten Typs wohl gegen 1340/50 zusammen mit den Blatt- und Tellerkacheln gefertigt worden sind. Noch später kam im Zuge von Reparatur- oder Erweiterungsarbeiten die einzelne Blattkachel Kat. 9 zum Komplex. Eine interessante Entdeckung ist, dass die Napfkacheln den Russpuren

Abb. 24: Burgdorf, Kirchbühl 20–22. Rekonstruktionsskizze, wie der Ofen um 1330–1350 ausgesehen haben könnte. Die Napfkacheln treten nicht in Erscheinung, sondern werden nur zur Konstruktion der Kuppel (wieder-)verwendet. Den äusseren Rand des Turmes säumt eine Reihe Kranzkacheln mit vollplastischen Kreuzblumen. Die Blattkacheln mit rosettengeschmückter Mulde verbinden die am Turm verwendete runde Tellerform mit dem quadratischen Format der Blattkacheln am Unterbau. Ohne M.



⁸⁹ Roth Heege 2004, 199 Abb. 43.

⁹⁰ Eva Roth Heege vermutet, dass in Aarberg mit den Becher- und Napfkacheln die weniger gut sichtbaren Stellen am Ofen wie die Rückseite des Turmes bestückt waren, da keine Hinweise auf eine Sekundärverwendung als Konstruktionshilfe im Innern des Ofenkörpers deuten. Es stellt sich meiner Meinung nach jedoch die Frage, ob die Napfkacheln der vereinfachten Konstruktion wegen nicht allenfalls doch in die Kuppel eingelassen gewesen sein könnten. Da die Kranzkacheln den Blick auf die Kuppel erschwerten, hätte die Vermauerung von unglasiert belassenen Napfkacheln an dieser Stelle kaum gestört. Auch bei den Öfen vom Churer Martinsplatz und von der Burgruine Gestelnburg kann aufgrund trapezförmiger und gewölbter Kacheln auf eine mit Kacheln gebaute – hier allerdings auf Sichtbarkeit ausgerichtete – Kuppel geschlossen werden. Vgl. Roth Heege 2004, 199.

⁹¹ Roth Heege 2004, 198 Abb. 41; 199 Abb. 43.

zufolge nur noch als Konstruktionshilfe verwendet worden waren. Zeigen wollte man offenbar nur die glasierten Stücke.

Das Setzen des Ofens fällt somit genau in die Zeit, als sich Burgdorf wirtschaftlich im Aufschwung befand und in Bezug auf seine Einwohner den mittelalterlichen Höchststand erreichte. Möglicherweise handelt es sich um einen Kachelofen aus lokaler Produktion, da das Hafnergewerbe in der Unterstadt bereits im frühen 14. Jahrhundert Fuss gefasst hatte. Als herstellungstechnische Besonderheit kann das direkt auf dem Teller erfolgte Drehen der Tubi von Kat. 5 erwähnt werden. Ein verhältnismässig aufwändiges Detail, das auf die im 14. Jahrhundert häufig zu beobachtende individuelle Anpassung und Überarbeitung von Ofenkacheln weist, ist der vollplastische gedrehte Abschluss einer Kranzkachel in Gestalt einer stark stilisierten Kreuzblume.

Die Kombination der Reliefs widerspiegelt den Umgang mit Kacheldekoren im 14. Jahrhundert: Mehrheitlich sind sie im Raum Bern beheimatet. Das bis in den Oberrhein verbreitete Fabeltiermotiv von Kat. 7 stammt jedoch aus Zürich und wurde über das Kopierverfahren gewonnen. Auch die Fischsirene von Kat. 8 stammt wohl nicht von einem eigenen oder zugekauften Model, sondern wurde von fertigen Kacheln abgenommen. Die Fischsirene von Kat. 9, Löwe, Leopard und Rose können in der vorliegenden Version im weiten Sinn als bernische Bildschöpfungen betrachtet werden. Der Gebrauch von davon abgeformten Modellen lässt sich in Bezug auf Löwe und Leopard wiederum bis in den Kanton Neuenburg verfolgen.

Die geborgene Auswahl der Motive ist der Heraldik, der Architektur, vermutlich dem Physiologus und allenfalls auch der marianischen Symbolik entnommen. Sie präsentiert sich als ein Sammelsurium besonders beliebter Reliefdekore, ohne ein übergeordnetes Konzept erkennen zu lassen.

Grundsätzlich darf man sich den Ofen vermutlich als zweiteiligen überkuppelten Körper mit einem Kranz aus Wimpergkacheln vorstellen. Unklar bleibt die Form, also die Frage, ob

Feuerkasten und Turm beide auf rundem oder polygonalen Grundriss gesetzt waren oder der Unterbau kubisch ausgebildet war.

Der Ofen legt Zeugnis ab von der gehobenen Wohnkultur, die sich in Burgdorf gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts in der Ausstattung der Häuser manifestierte. Vielleicht schon in der Mitte, vielleicht erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts brannte das Haus nieder und der Ofen wurde teils unter starker Feuerwirkung zerstört. Mit dem Schutt wurde der ehemalige Keller aufgefüllt. Das darüber errichtete nachfolgende Gebäude wurde vermutlich nach einem erneuten Brand nicht mehr aufgebaut. Das Ende der zweiten Nutzungsphase liegt somit wohl bereits im Zeitraum nach der Kyburger Herrschaft bis 1384, als ein grosser Teil der Bevölkerung bereits abgewandert und somit ein deutlich geringerer Bedarf an Wohnungen gegeben war. Ob diese Zäsur mit dem Stadtbrand von 1594 in Verbindung gebracht werden kann, ist nicht gesichert aber möglich. Das freigewordene Grundstück wurde in der Folge den benachbarten Parzellen Kirchbühl 20 und 22 als Garten zugeschlagen.

Bereits 1902 wurde anlässlich von Bauarbeiten im Assisensaal des Burgdorfer Schlosses ein Ofenkachelkomplex geborgen. Die stilistisch in die Mitte oder zweite Hälfte des 15. Jahrhundertsweisenden Kacheln zeigen Motive, die teilweise über das bislang bekannte Repertoire bernischer Werkstätten hinausreichen.⁹² Auch im hier bearbeiteten Ensemble befinden sich Kachelreliefs und Details, die bisher in dieser Form noch nicht vorlagen. Auch wenn nicht sicher ist, dass es sich um einheimische Erzeugnisse handelt, wäre es spannend zu erfahren, inwiefern sich die Kachelproduktion in Burgdorf durch eine eigenständige Entwicklung von derjenigen in der Stadt Bern abhob. Standen die Produktionsstätten im Austausch miteinander oder wurde im Gegenteil versucht, sich von der Konkurrenz abzugrenzen? Auch wenn diese Frage sehr schwierig zu beantworten sein dürfte, könnten weitere Grabungen in der Burgdorfer Unterstadt die Ausgangslage zur diesbezüglichen Erforschung erheblich verbessern und den Betrieb der angesiedelten Hafnereien erhellen.

92 Der Komplex wurde 2008 von Andreas Heege und Eva Roth Heege bearbeitet. Heege/Roth Heege 2008, 10.

6. Abkürzungsverzeichnis

ADB	Archäologischer Dienst des Kantons Bern
B	Breite
BD	Bodendurchmesser
BE	kann bernischen Kachelmotiven, die im Katalog von Roth Kaufmann erfasst sind, zur Kennzeichnung vorangestellt werden
BS	Bodenscherbe
Frg.	Fragment(e)
Fnr.	Fundnummer
Fp-Nr.	Fundprotokollnummer
H	Höhe (wenn nicht anders erwähnt, ist zuerst die Höhe angegeben, dann die Breite)
Kat.	Katalognummer
MIZ	Mindestindividuenzahl
RD	Randdurchmesser
RS	Randscherbe
TD	Tellerdurchmesser
WS	Wandscherbe

7. Motivatikatalog

Verbleib: ADB, Fp-Nr. 068.130.1973.01. Alle Fragmente tragen die einheitliche Fnr. 88486. Fragmente insgesamt: 217

Einfache Kacheln (Abb. 7,1–4)

- 1 Napfkacheln Typ 1, der sich im Vergleich zu den anderen Napfkacheln durch rund 3 cm mehr Höhe und gröbere Riefen auszeichnet, der Rand ist mit leicht abgesetzter Verdickung nach innen abgestrichen. Masse: H: 10,4 cm, RD: ca. 12 cm (starke Verformung), BD: 8,5 cm. Ware: oxidierend gebrannt, unglasiert. – Frg.: 1. MIZ: 1 (nicht vollständig). – Datierung (typologisch): spätes 13. oder 1. Viertel 14. Jahrhundert.
- 2 Napfkacheln Typ 2 mit geradem bis leicht nach innen abgestrichenem Rand. Masse: H: 7,4–7,5 cm, RD: ca. 11,2 cm, BD: 7,6–8 cm. Ware: oxidierend gebrannt, unglasiert. – Frg.: 11. MIZ: 5 (davon 1 vollständig und nicht fragmentiert). – Datierung (typologisch): spätes 13. oder 1. Viertel 14. Jahrhundert.
- 3 Napfkacheln Typ 3 mit einem durch eine besonders kräftige Riefe eingezogenen Boden. Dieser Kacheltyp ist dickwandiger gedreht als jener von Typ 2, vergleichbar mit Typ 1. Masse: BD: 8 cm. Ware: oxidierend gebrannt, unglasiert. – Frg.: 6. MIZ: 3. – Datierung (typologisch): spätes 13. oder 1. Viertel 14. Jahrhundert.
- 4 Napfkachel Typ 4 mit leicht gekehltem Rand. Masse: RD: ca. 14,5–15 cm (unter der Voraussetzung, dass die Rundung regelmässig ist; das kleine Fragment lässt nur eine grobe Schätzung zu). Ware: reduzierend gebrannt (vermutlich sekundär), unglasiert. – Frg.: 1. MIZ: 1. – Datierung (typologisch): spätes 13. oder 1. Viertel 14. Jahrhundert.

Weiter sind 18 RS und 2 WS von Napfkacheln vorhanden, die den genannten Typen nicht eindeutig zugeordnet werden können. Die Warenart entspricht in Bezug auf die Magerung derjenigen von Typ 1 und 3 (1 WS vermutlich Typ 2) und weist Farben von rötlichem Beige über Hellorange bis Ziegelrot auf. 2 RS haben zur Innenseite des Napfs hin eine graubeige Farbe angenommen. 1 RS ist auf der Innenseite russgeschwärzt. Die RS ergeben Randdurchmesser zwischen 11 cm und 13,6 cm.

Zusammengesetzte Kacheln (Abb. 7,5–8; 8,1–9)

- 5 Tellerkacheln, bestehend aus einem gepressten Teller und einem direkt auf dessen Rückseite angedrehten Tubus. Masse: H: 8,4–9,2 cm, TD: 13–13,4 cm, BD: 8,5–9,6 cm, Tellertiefe 3,5–3,8 cm; Zargentiefe 4,5–5 cm. Ware: oxidierend gebrannt, teilweise mit reduzierend gebrannten, grauen Stellen im Scherben direkt unter der Glasur, olivgrün glasiert. – Frg.: 25 (davon 4, die nicht bestimmten Exemplaren zugeordnet werden können). MIZ: 8 (davon 1 vollständig). – Datierung (typologisch): 1320–1330. – Literatur: Roth Kaufmann et al. 1994, 109 Kat. 19. Boschetti-Maradi 2006, 53–54; 268 (unter A aufgelistete Ofenkeramik).
- 6 Blattkacheln, modelgepresst, quadratisch, mit schmalem Stabrahmen und muldenförmiger Vertiefung, darin eine medaillonartige Rosette. Masse: Seitenlänge ca. 14,5 cm. Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert. – Frg.: 14. MIZ: 3 (unter den 8 Eckstücken befindet sich 2 mal die Ecke A, 1 mal die Ecke B, drei mal die Ecke C, 1 mal die Ecke D, sowie eine unbestimmbare Ecke ohne Teile der Rose, so dass auf mindestens drei Exemplare geschlossen werden kann). – Datierung: Mitte 14. Jahrhundert. – Literatur: Roth Kaufmann et al. 1994, 197 Kat. 212. Glatz/Gutscher 1999, 247; 248 Abb. 22,7. Roth Heege 2004, 248 Abb. 75,141.
- 7 Blattkacheln, modelgepresst, quadratisch, mit breiter flacher Rahmenleiste und pferdeartigem Fabeltier. Masse: Seitenlänge ca. 14,7–14,9 cm. Ware: ursprünglich oxidierend gebrannt, olivgrün bis hellbraun glasiert. – Frg.: 44. MIZ: 8 (der Bereich des linken Vorderfusses ist achtmal vorhanden). – Datierung: 1. Hälfte/Mitte 14. Jahrhundert. – Literatur: vgl. Roth Kaufmann et al. 1994, 160 Kat. 138.
- 8 Blattkacheln, modelgepresst, vermutlich quadratisch mit breiter flacher Rahmenleiste und doppelschwänziger Fische. Masse: B 14,5 cm. Ware: ursprünglich oxidierend gebrannt (glasierte Ware kann nicht reduzierend gebrannt werden), olivgrün glasiert (Farbe nicht mehr an allen Stücken erkennbar). – Frg.: 9. MIZ: 3. – Datierung: 1. Hälfte/Mitte 14. Jahrhundert.
- 9 Blattkachel, modelgepresst, vermutlich quadratisch, mit schmalem, wenige mm neben der Blattkante verlaufendem Stabrahmen und doppelschwänziger Fische. Masse: B vermutlich ca. 15,5–16 cm (hochgerechnet). Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert.

– Frg.: 3. MIZ: 1. – Datierung: Mitte 14. Jahrhundert. – Literatur: vgl. Roth Kaufmann et al. 1994, 125 Kat. 64.

- 10 Blattkacheln, modelgepresst, quadratisch, mit schmalem Stabrahmen und Löwe in Seitenansicht mit offenem Rachen. Masse: Seitenlänge ca. 14,5 cm. Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert. – Frg.: 9. MIZ: 3 (aufgrund der drei Kopffragmente, die untereinander nicht kombiniert werden können; kleines Fragment mit drei Haaren passt aufgrund der viel dünneren Randleiste ziemlich sicher nicht zum Fragment des Kopfs ohne Haare, steht also für ein drittes Expl.). – Datierung: Mitte 14. Jahrhundert. – Literatur: Roth Kaufmann et al. 1994, 158 Kat. 131.
- 11 Blattkacheln, modelgepresst, quadratisch, mit schmalem Stabrahmen und Leopard (= Löwe mit zugewandtem Kopf). Masse: Seitenlänge ca. 14,5 cm. Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert. – Frg.: 16. MIZ: 5 (die Kopffragmente lassen auf mindestens fünf Exemplare schließen, z. T. ist zwar nur ein Ohr mit ein bisschen Mähne erhalten, das aber zu keinem grösseren Fragment gehören kann). – Datierung: Mitte 14. Jahrhundert. – Literatur: Roth Kaufmann et al. 1994, 158 Kat. 130.
- 12 Blattkachel, modelgepresst, Ausrichtung des Fragments unklar, mit breiter Randleiste und vermutlich seitlich hoch führendem, leicht nach innen neigendem Stab eines Blendwerks (?). Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert. – Frg.: 3. MIZ: 2 (da es sich ziemlich sicher zweimal um dieselbe Ecke unten rechts handelt). – Datierung: 14. Jahrhundert.
- 13 Blattkachel, modelgepresst, Ausrichtung des Fragments unklar, der Ausschnitt mit Spitzbogen und Nase stammt vermutlich von einem Blendwerk. Ware: oxidierend gebrannt, olivgrün glasiert. – Frg.: 1. MIZ: 1 (könnte auch zu Kat. 12 gehören). – Datierung: 14. Jahrhundert.
- 14 Kranzkachel, vollplastischer gedrehter hohler Zapfen mit kleinem Loch oben (sekundär?), vermutlich eine stilisierte Kreuzblume darstellend und zu einer Kranzkachel mit Masswerkabschluss gehörend. Ware: oxidierend gebrannt, zur Hälfte olivgrün glasiert (Vorderseite). – Frg.: 1. MIZ: 1. – Datierung: 1. Hälfte/Mitte 14. Jahrhundert.

Weitere Ofenkeramik

Sieben Fragmente mit unbestimmbaren Kachelblattanteilen (eines davon mit einer stumpfwinkligen Randleiste, die auf eine fünfeckige Form der Kachel (Kranzkachel) hindeutet). 45 Tubusfragmente (drei davon mit grauschwarzem Scherben, vermutlich nicht reduzierend gebrannt, sondern sekundär verbrannt).

8. Literatur

Baeriswyl 2003

Armand Baeriswyl, Stadt, Vorstadt und Stadterweiterung im Mittelalter. Archäologische und historische Studien zum Wachstum der drei Zähringerstädte Burgdorf, Bern und Freiburg im Breisgau. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 30. Basel 2003.

Bauer et al. 1986

Ingolf Bauer, Werner Endres, Bärbel Kerkhoff-Hader, Robert Koch, Hans-Georg Stephan, Leitfaden zur Keramikbeschreibung (Mittelalter – Neuzeit). Terminologie – Typologie – Technologie. Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung, Beiheft 2. Kallmünz/Opf. 1986.

Bitterli/Grütter 2001

Thomas Bitterli und Daniel Grütter, Alt-Wädenswil. Vom Freiherrenturm zur Ordensburg. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 27. Zürich 2001.

Boscardin/Meyer 1977

Maria-Letizia Boscardin und Werner Meyer, Burgenforschung in Graubünden. Berichte über die Forschungen auf den Burgruinen Fracstein und Schiedberg. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 4. Olten 1977.

Boschetti-Maradi 2006

Adriano Boschetti-Maradi, Gefässkeramik und Hafnerei in der Frühen Neuzeit im Kanton Bern. Bern 2006.

Dubler 2009

Anne-Marie Dubler, Kap. 2.4: Wirtschaft und Gesellschaft in: Burgdorf (Gemeinde), in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 15.01.2009, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D241-3-4.php>.

Glaenzler 1999

Antoine Glaenzler, Catelles en relief du XIV^e siècle de Cressier (NE). Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 56, 1999, 153–182.

Glatz/Gutscher 1999

Regula Glatz und Daniel Gutscher, Burgdorf, Kirchbühl. Die archäologischen Beobachtungen während der Werkleitungserneuerungen von 1991. In: Archäologie im Kanton Bern. Fundberichte und Aufsätze 4B. Bern 1999, 235–249.

Heege/Roth Heege 2008

Andreas Heege und Eva Roth Heege, Spätgotische Ofenkacheln aus dem Burgdorfer Schloss. Burgdorfer Jahrbuch 2008, 9–20.

Janosa 1997

Manuel Janosa, Ein Ofenkacheldepot vom Churer Martinsplatz. Mittelalter 1997/4, 95–105.

Jaritz 1988

Handwerkliche Produktion und Qualität im Spätmittelalter. In: Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter. Internationaler Kongress Krems an der Donau 7. bis 10. Oktober 1986. Wien 1988, 33–49.

KDM AG 8 1998

Peter Hoegger, Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau Bd. 8. Der Bezirk Baden 3. Teil: Das ehemalige Zisterzienserkloster Marisstella in Wettingen. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 92. Basel 1998.

KDM BE Land 1 1985

Jürg Schweizer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Landband 1. Die Stadt Burgdorf. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 75. Basel 1985.

Keck 1993

Gabriele Keck, Ein Kachelofen der Manesse-Zeit. Ofenkeramik aus der Gestelnburg/Wallis. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 50, 1993, 321–356.

Keck 1995

Gabriele Keck, Modellschneider und Hafner im 14. Jahrhundert: Der Reliefkachelofen aus der Gestelnburg/Wallis. In: Eberhard Grunsky und Bendix Trier (Hrsg.), Zur Regionalität der Keramik des Mittelalters und der Neuzeit. Beiträge des 26. Internationalen Hafnerei-Symposiums, Soest 5.10.–9.10.1993. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 32. Bonn 1995, 51–60.

LCI 3/Lilie 1994

M. Pfister-Burkhalter, Lilie, in: Engelbert Kirschbaum (Hrsg.), Lexikon der christlichen Ikonographie Bd. 3, Allgemeine Ikonographie Laban bis Ruth, Freiburg i. Br. 1994, Sp. 100–102.

LCI 4/Sirenen 1994

E. Psenner/Red., Sirenen, in: Engelbert Kirschbaum (Hrsg.), Lexikon der christlichen Ikonographie Bd. 4, Allgemeine Ikonographie Saba, Königin von bis Zypresse, Freiburg i. Br. 1994, Sp. 168–170.

LCI 4/Salamander 1994

Red., Salamander, in: Engelbert Kirschbaum (Hrsg.), Lexikon der christlichen Ikonographie Bd. 4, Allgemeine Ikonographie Saba, Königin von bis Zypresse, Freiburg i. Br. 1994, Sp. 11–12.

Mariño Ferro 1996

Xosé Ramón Mariño Ferro, Symboles animaux. Un dictionnaire des représentations et croyances en Occident. Paris 1996.

Marti/Windler 1988

Reto Marti und Renata Windler, Die Burg Madeln bei Pratteln/BL. Eine Neubearbeitung der Grabungen 1939/40. Archäologie und Museum. Berichte aus der Arbeit des Amtes für Museen und Archäologie des Kantons Baselland 12. Liestal 1988.

Matter 2000

Annamaria Matter, Keramikentwicklung in Winterthur vom 12. Jh. bis um 1400. Sechs Kellerverfüllungen aus der Altstadt. In: Archäologie im Kanton Zürich 1997–1998. Berichte der Kantonsarchäologie Zürich 15. Zürich 2000, 183–215.

Maync 1982

Wolf Maync, Bernische Patrizierhäuser. Ihre Besitzergeschichte. Bern 1982.

Minne 1977

Jean-Paul Minne, La céramique de poêle de l'Alsace médiévale. Strasbourg 1977.

Pastoureau 2008

Michel Pastoureau, Le rôle d'armes de Zurich. Kunst und Architektur in der Schweiz 2008/4, 44–47.

Roth Heege 2001

Eva Roth Heege, Bernische Kachelöfen im späten Mittelalter. Keramos Heft 171, 2001, 73–99.

Roth Heege 2004

Eva Roth Heege, Die Funde vom Stadtplatz in Aarberg. In: Archäologie im Kanton Bern 5. Bern 2004, 163–272.

Roth Kaufmann/Buschor/Gutscher 1994

Eva Roth Kaufmann, René Buschor und Daniel Gutscher, Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern. Herstellung und Motive. Bern 1994.

Schneider/Hanser

Jürg Schneider und Jürg Hanser, Zürich – ein spätmittelalterliches Zentrum der Ofenkeramik. Turicum. Vierteljahresschrift für Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft, Winter 1979, 12–35.

Schnyder 1992

Rudolf Schnyder, Ofenkeramik des 14./15. Jahrhunderts. Meisterwerke mittelalterlicher Kunst aus Zürich. Ausstellungs-Begleitheft 1992/1 zur Sonderausstellung des Schweizerischen Landesmuseums. Zürich 1992.

Schramm 1983

Albert Schramm, Die Drucker in Basel. Teil 2, Ludwig Hohenwang, Lienhard Ysenhut, Michael Furter, Johann Froben, Johann Bergmann, Drucker der Kopien, Nachträge. Der Bilderschmuck der Frühdrucke 22. Stuttgart 1983.

Seel 1960

Otto Seel, Der Physiologus. Zürich 1960.

Tauber 1980

Jürg Tauber, Herd und Ofen im Mittelalter. Untersuchungen zur Kulturgeschichte am archäologischen Material vornehmlich der Nordwestschweiz (9.–14. Jahrhundert). Olten 1980.

